SPÄHTRUPP IM ÄTHER

SPÄHTRUPP IM ÄTHER



SIEGFRIED HUTTER

Spähtrupp im Äther

Erlebnisse eines Fliegeroffiziers

SCHÜTZEN-VERLAG · BERLIN SW 68

15

Umschlag- und Einbandentwurf Friedrich Stabenau, Berlin

Druck: Buch- und Tiefdruck Gesellschaft mbH., Berlin SW 68
Printed in Germany

L. HUTTER

Spähtrupp im Äther

Warum!

Es war Mitte November. Der Krieg im Osten war zu Ende. Meine Maschine lag irgendwo abgeschossen auf einem polnischen Acker. Mein Flugzeugführer mußte in ein Lazarett in Pommern. Ich selbst kam von der Ost- an die Westfront. In der Abenddämmerung suchte ich in der Nähe eines kleinen Dorfes den Flugplatz meiner neuen Staffel. Aus dem Nebel kam mir ein Radfahrer, anscheinend ein Bauer, entgegengefahren.

„He, liegen hier irgendwo Flieger in der Nähe?" „Flieger? Nein, die haben wir nicht." Kurzes Zögern, und dann nach einigem Überlegen fügt er hinzu: „Nur ein paar Aufklärer — dort drüben!" Seine Hand weist auf ein großes Feld. Schon fährt er weiter. „Nur ein paar Auf-

klärer!" klingt es mir dauernd in den Ohren. Verdammt — eine solche Einschätzung.

Einige Stunden später las ich in der Zeitung: „Erfolgreicher Angriff deutscher Luftstreitkräfte auf englische Kriegsschiffe, ein Kreuzer schwer beschädigt!" „Nach vorausgegangener Aufklärung gelang es —" Da faßte ich den Entschluß, vom Aufklärer zu berichten, „nur vom Aufklärer". Darüber, was es tatsächlich heißt, als Aufklärer am Feinde zu sein. Ich selbst bin kein Dichter. Nein, ich bin Beobachter, Aufklärungsflieger, statt mich mit stilistischen Feinheiten beschäftigen zu können, hocke ich oben in der Maschine, drücke mit klammen Fingern auf meine Funktaste, oder — doch halt, von diesem „oder" zu erzählen habe ich mir vorgenommen. Deshalb! — — —

Wie es kam!

„Leutnant H. meldet sich zur Staffel kommandiert." Vor mir steht mein neuer Staffelkapitän. „Gut! Die augenblickliche politische Lage erfordert es, Vorbereitungsmaßnahmen für einen eventuellen Kriegsausbruch zu treffen. Sie sind als Beobachter mit Flugzeugführer und Maschine zu uns für längere Zeit kommandiert. Die Verhältnisse im Osten sind unklar. Machen sie einen militärischen Einsatz erforderlich, so werden Sie bei uns, mit uns eingesetzt. Fliegen Sie wieder zurück zu Ihrem Fliegerhorst und rüsten Sie Ihre Maschine kriegsmäßig aus. Bis heute abend können Sie wieder hier sein!"

Völlig verblüfft gehe ich heraus, ich bin sprachlos, alles hätte ich erwartet, das nicht. Drüben auf dem Rollfeld glänzt meine Maschine in der

Augustsonne, breit, wuchtig steht sie da (unsere 4. NJM), mein Flugzeugführer liegt daneben und blinzelt in die Sonne. Ein friedliches Bild. Aber wie bald kann sich das ändern. Dann muß unsere Maschine beweisen, was in ihrem schweren Motor steckt, und vor allem ihre Besatzung wird zeigen, ob das, was im Frieden Tag für Tag durchgeübt, im Ernstfall, bei scharfem Schuß, lebensfähig, brauchbar ist.

Sogar Sch., meinem Piloten, bleibt im ersten Moment die Spucke weg, so sagt man bei uns. Aber der Gedanke elektrisiert.

Im Nu sind wir in der Maschine. „Zurück nach Hause!" Ich glaube, unsere „Krähe" spürte, daß etwas Besonderes los war, denn sogleich sprang sie an, der Motor brüllte doppelt so laut, und steil zog sie nach oben.

Auf dem Rückflug über dem Harz fielen uns die tollsten Kapriolen ein. Mein Flugzeugführer übte bereits den achten Luftkampf, langsam wurde es mir schon ungemütlich. Ich zielte mit meinem Maschinengewehr auf angenommene Kolonnen, und wie Don Quijote mit seinen Schafen, ins Moderne übersetzt, hielt ich harmlose Autos mit Ferienreisenden für schwerste polnische Tanks.

Wir kamen zu unserm Horst. Groß war das Erstaunen über unsere Rückkehr, noch größer aber wurde es, als meine Kameraden erfuhren, weshalb.

Die Kisten mit Munition wurden aufgemacht. Ich bekam meine Erkennungsmarke. Es ist ein merkwürdiges Gefühl, ein kleines Stück Blech zu bekommen, das man um den Hals trägt, zum Zwecke der Identifizierung. Das letztemal saß ich mit meinen Kameraden am runden Tisch unseres Kasinos.

Ein paar Worte über die Ehe!

Doch solange meine Maschine klargemacht wird, möchte ich diese Zeit ausnutzen und etwas über die Ehe erzählen. Was hat das hier zu suchen, werden Sie fragen. Langsam — langsam, bitte. Jeder Aufklärer ist nämlich verheiratet, und — das ist das Überraschende, Einmalige daran — ist nur glücklich verheiratet. Ein Beobachter heiratet seinen Flugzeugführer. Im Aufklärerdialekt heißt der Beobachter „Franz", der Flugzeugführer „Emil". Warum das?

Darüber kann ich keine Auskunft geben. Vielleicht gab es einmal eine überglückliche Ehe, eine Vorbildehe, und beide hatten den Vornamen Emil und Franz. Übrigens davon hat sich auch der Ausdruck „franzen" abgeleitet, was soviel heißen will wie auf der Karte, den Flugweg mit-

verfolgen, damit man sich nicht „verfranzt", was wiederum verirren oder verfliegen bedeutet.

Aber zurück zur Ehe. Der Beobachter heiratet den Flugzeugführer, darin ist schon gesagt, wer der Herr des Hauses oder in diesem Falle des Flugzeuges ist. Der Wichtigere von beiden ist der Beobachter. Da nun aber ein Beobachter ohne Flugzeugführer und ein Flugzeugführer ohne Beobachter nichts anzufangen vermag, kam man auf die gute Idee, beide kurzerhand zu verheiraten.

Fühlt ein Ehepartner dem anderen gegenüber eine unüberwindliche Abneigung, so werden sie sofort geschieden. Deswegen ist das Aufklärungsflugzeug der einzige Ort, wo es nur glückliche Ehen gibt. Immerhin, kleine Ehezwistigkeiten können manchmal eintreten. Einige Beispiele:

Dem Flugzeugführer geht das Fliegerblut durch, das heißt, er fängt an zu kurbeln, und das wiederum heißt, die fixe Idee packt ihn, Abschwünge, Sturzflüge, Turns zu reißen. Sitzt man als Beobachter hinten, über eine Karte gebeugt, und dieser Anfall kommt überraschend, so kann es einem geschehen, daß man in die Höhe fliegt und nur noch durch den Stehgurt sich mit

dem Flugzeug zusammengehörig fühlt, oder daß eine Karte, meist natürlich die notwendigste, über Bord geht, oder aber, daß man sich auf Grund der rätselhaften Gesetze der Schwerkraft in irgendeinem Winkel der Maschine bleischwer wiederfindet. Ja, und wie man den Piloten dort vorne wieder zur Vernunft bringen kann?

Das richtet sich wiederum ganz nach dessen Temperament. Der handelsübliche Anfang sind ein paar Faustschläge ins Kreuz des Vordermanns. Aber wie gesagt, es ist durchaus möglich, daß man höher gehen muß, in diesem Falle wörtlich zu nehmen, d. h. auf den Kopf. Bei ganz Rabiaten, sogenannten Epileptikern, soll auch das nichts mehr nützen. Dann bleibt einem nichts mehr als stille Philosophie, die Hoffnung auf Gott und ein baldiges Ende — so oder so —.

Bei unseren alten Aufklärungsmaschinen hatte der Beobachter um sich einen sogenannten Drehkranz, an dem er sein Maschinengewehr um 360 Grad schwenken konnte. Das Ding war derartig geschickt konstruiert, daß es ermöglichte, dem Flugzeugführer die Mündung des MG. an den Kopf zu knallen. Auch ein durchaus schlagendes Mittel.

Als Beobachtungssäugling auf der Schule machte ich es versehentlich umgekehrt. Ich haute dem Flugzeugführer den M.G.-Lauf vor den Kopf beim Reinklettern in die Maschine. Der Unfall, der folgte, war für mich unerfahrenen Luftkämpfer furchtbar. Ich war bald so schwach in den Knien, daß ich ihm nicht mehr die Achsel tätscheln konnte.

Auf der Gegenseite, ein Beobachter kann auch einen Flugzeugführer bis zur Weißglut bringen. Stellen Sie sich vor, Sie fliegen einen Bildstreifen. Fliegerisch gesehen eine totstupide Angelegenheit. Der Beobachter ist mit dem Anflug nie zufrieden, nochmal, und nochmal — immer wieder — der Flugzeugführer vorne kocht vor Wut, hinten der Beobachter grinst hämisch; sieht „Emil" das im Rückspiegel, dann rächt er sich bitter, womit? Das wird sich jeder denken können. Das sind die einzigen Ehestreitigkeiten, die vorkommen können.

Aber zurück zum großen. Die Besatzung einer Aufklärungsmaschine muß eine Einheit sein, die weder Tod noch Teufel zu trennen vermag, fliegen doch beide Hunderte von Kilometern in Feindesland, vollkommen auf sich gestellt, auf ihr

Können, ihre Leistung. Ihr Erfolg, ihr Wert zeigt sich in ihrer unlösbaren Kampfgemeinschaft, die allein nur große Ergebnisse zu bringen vermag. Es gibt Fliegerehen, die derartig aufeinander abgestimmt sind, eine kleine Handbewegung, eine leichte Berührung, und die Absicht des Partners ist erfaßt. Das nennen wir die glücklichen Ehen.

Und mit einer solchen Ehe zog ich in den Krieg nach dem Osten.

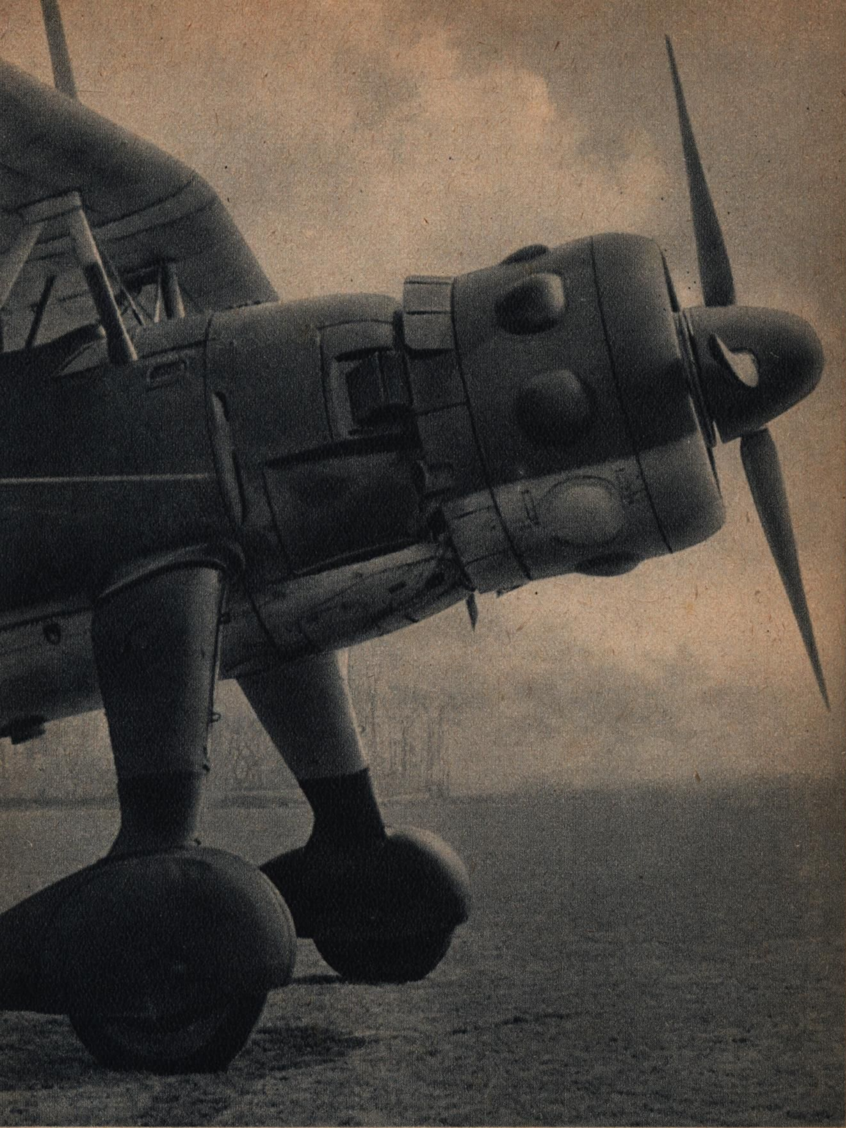


Foto: Hutter

1 *Aufklärer in Polen*



Foto: Hutter

Emil, mein Flugzeugführer vom Polenfeldzug

Aufklärer, was ist das?

Wir stehen beide an der Maschine, haben unsere dicken Kombinationen an und den Fallschirm fest angeschnallt. Die Maschine wird noch abgebremst. Lauter und immer lauter heult der Motor, wie ein vor Energien zitterndes Ungeheuer rast die Maschine. 1000, 1200 Touren, da fängt der Motor an zu knallen, er spuckt. Gas weg, anscheinend Zündkerzen verrußt. Wieder eine Verzögerung. Aber während des Kerzenwechsels will ich schnell einiges über die Aufklärerei erzählen.

Wir sind Aufklärer. Wir sind dazu da, festzustellen, wo der Feind steht und was bei ihm vorgeht. Vielleicht ahnen Sie schon die ungeheure Verantwortung, die auf diesem Mann dort oben, Tausende von Metern über dem Feind liegt. Ein Irren, ein falsches Erkennen, eine falsche Feind-

meldung, und der Mann im Graben blutet dafür; der Erfolg, der Sieg in einer Schlacht kann davon abhängen.

Muß der Aufklärer hinüber, dann ist es gänzlich gleichgültig, wie das Wetter ist, ob es drüben vor Flak strotzt oder ob der feindliche Jäger mit Sicherheit den Aufklärer angreifen wird. Darum geht es nicht mehr, sondern dann weiß man, an welch entscheidender Stelle man mithelfen darf, welche Verantwortung man trägt für Sieg oder Niederlage.

Wie ist der technische Vorgang? Straßen sind zu überwachen, Eisenbahnen, Geländeabschnitte. Oder wir filmen einen Ausschnitt des Geländes, vielleicht ist die Karte veraltet, vielleicht hat der Feind dort unten Feldbefestigungen oder Werke angelegt, vielleicht sind Artilleriestellungen zu erkennen. Manchmal nehme ich Bomben mit, oder aber ich greife im Tiefflug eine feindliche Kolonne an. Welche Aufgaben — und es sind ihrer viele — man uns auch stellen mag, wir sind da, sie zu lösen.

Aber unsere größte Aufgabe wird es immer sein, die Frage zu beantworten, wo ist der Feind, was macht er, was plant er.

Zur Lösung dieser Aufgabe ist man manchmal 6000 Meter hoch, manchmal rast man im Tiefflug über Hecken und Häuser. In eisiger Kälte starrt ein Augenpaar auf Straßen und Dörfer, bis es zu tränen anfängt.

Groß ist die Freude am Erfolg, am Ergebnis einer wichtigen Meldung. Wir können nur eine Grundlage schaffen zu der einsetzenden Vernichtung und Bekämpfung des Gegners. Immer und immer wieder wird es heißen: „Nach vorausgegangener Luftaufklärung gelang es —"

Das bedeutet es, Aufklärer zu sein, Verantwortung zu übernehmen und Verantwortung tragen zu können.

Die letzten Tage.

Seit wenigen Stunden liegen wir auf einem Truppenübungsplatz. Sehr schnell verlegt die Staffel ihre Tätigkeit hierher. Kaum hatte ich Gelegenheit, meine künftigen Kameraden kennenzulernen. Die ganze Lage, der drohende Krieg vereinfachte jedoch die Fühlungnahme sehr. Man fand sich zusammengehörig durch das gleiche Erlebnis, den gleichen Einsatz. Wir hatten ja alle keine Ahnung, was der Begriff Krieg in sich bergen würde. Und eben darum, da es für uns ein großes Fragezeichen darstellte, kümmerten wir uns einen Teufel darum. Es war Ende August, die Sonne schien noch einmal herrlich warm. Wir tollten in den Seen, schwammen, fühlten uns frisch und elastisch. Mochte kommen, was da wolle, uns war es recht. Wir waren bereit.

Ein Truppenübungsplatz, ein Meer von Kasernenbauten, Heide, Sand. Wahrhaftig, wäre ein Fremder zu uns gekommen, er hätte es nicht für möglich gehalten, daß wir kurz vor einem Kriege standen.

Wir spielten mit Begeisterung Billard, gingen ins Lagerkino, selbst den ältesten Filmen konnten wir noch Geschmack abgewinnen, unterhielten uns stundenlang über Essensfragen und sonstige einen Soldaten interessierende Probleme. Im übrigen warteten wir — warteten auf die kommenden Tage, die kommenden Ereignisse. In der Presse lasen wir von der sich immer mehr verschärfenden Spannung. Da plötzlich ein neues Ereignis.

Ich weiß es noch wie heute. Es war Mittag, ich saß vor ein paar wunderbaren Spiegeleiern mit Bratkartoffeln.

„Herr Leutnant, sofort ans Telefon!" Ich stürze hin. „Die Staffel verlegt um 15 Uhr nach Osten, Start der Maschinen 16 Uhr." Ich schlinge meine guten Spiegeleier achtlos hinunter. Gut, es rührt sich etwas. Anscheinend war der Zeitpunkt gekommen.

Ich fahre zum Flugplatz hinaus, auf den Straßen Kolonne hinter Kolonne. Ein feldgraues Heer in einer riesigen Staubwolke. Marschrichtung Osten. —

Die Sonne scheint noch friedlich auf Gehöfte, auf abgeerntete Felder, die ganze Atmosphäre aber ist geladen vor innerer Spannung. Ein Ereignis von geschichtlicher Tragweite steht uns bevor, an den Fingern können wir die Stunden bis zum Auftakt abzählen.

Herrgott, und wir sind dabei und werfen unsere Person mit in die Entscheidung. Ich komme zu meiner braven Maschine.

„Na, alte Mühle, wirst du durchhalten?" Dreimal klopfe ich ihr mit dem Knöchel auf den schlanken, ölglänzenden Leib. So — nun kann es ja nicht schief gehen. Ich klettere rein, schnalle mich fest, betaste mein MG. — „Gesichert" — „Entsichert". — Hier eine Trommel, noch eine, da wieder, das genügt. Nochmal festgeschnallt. „Los!" brülle ich nach vorn. Vollgas. Holpernd rast das Flugzeug über das Rollfeld. Ein Satz. Noch einer. Es hält sich in der Luft. Felder, Wiesen, Seen bleiben unter mir zurück. Es ist

leichter Dunst. Die Sonne im Westen beginnt sich schon rot zu färben. Unter mir liegt das weite Land des Ostens. Riesige Flächen, wenige Menschen. Vor mir der kommende Abend, die undurchdringliche Dämmerung im Osten. Die letzte Nacht vor dem Kriege. —

Mein erster Feindflug.

Es ist Nacht geworden. Wir schreiben den 31. August. Vor wenigen Minuten landete ich auf einem Flugplatz in der Nähe eines Gutes. In der Dämmerung sehe ich die Straßen überfüllt mit Kolonnen. Ein paar Kilometer entfernt soll schon die Grenze sein.

„Herr Leutnant, Auftragsbesprechung um 20 Uhr im Gut."

„In Ordnung." Der Radfahrer rast weiter. Ich trete näher.

In einem Park mit steinalten Ulmen und Eichen steht das Herrenhaus, ein kleines Schlößchen.

Auf der Befehlsstelle, früher mag sie als Empfangszimmer gedient haben, sind die Wände überbelegt mit Karten. Es ist 5 Minuten vor

20 Uhr. Die Besatzungen stehen voll Spannung und erwarten das Kommende. Der Staffelkapitän erscheint. Er ist klein, sehnig, drahtig, schwarze Haare, dunkles Gesicht. Er verbrachte einige Jahre als Flieger im Ausland. Es wird ihm gemeldet.

„Es war der deutschen Regierung nicht möglich, die Spannung zwischen Polen und Deutschland zu beseitigen. Im Gegenteil, sie hat sich verschärft. Unsere Verhandlungsbereitschaft wurde abgelehnt. Verhandlungen gibt es nun nicht mehr. Ab morgen entscheidet die Waffe. Am 1. September 5 Uhr überschreiten die ersten deutschen Truppen die Grenze. Hierzu überfliegen Maschinen unserer Staffel die Grenze um 4.30 Uhr.

Es starten sechs Besatzungen. Folgende Aufgaben sind zu lösen: Besatzung 1. Leutnant H."

„Hier."

„Sie stellen fest, 1. hat der Feind K. für einen stärkeren Widerstand ausgebaut, 2. sind in Linie D.—C.—R. an der Seenkette Grabensysteme, Sperren angelegt, 3. können Sie zwischen K. und dieser Seenkette etwaige Feindansammlungen

oder Kolonnen feststellen? Meldung erfolgt nach Landung.

Besatzung 2. Leutnant B. —"

Ich höre nicht mehr hin, mein erster Einsatzbefehl ist klar.

Ich setze mich mit meinem Flugzeugführer zusammen. „Auftrag ist aufgefaßt. Höhe bestimmen wir nach Wetterlage morgen. Nun bei feindlichem Jägerangriff ..." Ich stocke einen Moment, was soll ich sagen? Es ist mein erster Krieg. „... Dann handeln wir der Situation entsprechend instinktiv. Das ist immer richtig. Flak? Die Polen schießen sicher schlecht. Wir kümmern uns nicht darum, weiter. Um 4 Uhr morgen an der Maschine. Im übrigen Gute Nacht!"

Ich gehe hinaus, eine wunderschöne, sternenklare Nacht. Der Mond erfüllt mit seinem matten Licht die weite Landschaft. In meinem Quartier, es ist eine angenehme, derbe Bauernstube, lege ich mich sofort nieder. Wenige Augenblicke später war ich eingeschlafen. Ich soll noch furchtbar geschnarcht haben, mein Nachbar schlug angeblich Höllenlärm. Ich habe es ihm nicht geglaubt.

Es ist der 1. September, morgens 4 Uhr. Fast herrscht noch Nacht. Auf unserem Platz ein Heulen und Dröhnen. Die Maschinen laufen warm. Gespenstisch leuchten die roten Auspuff-flammen in der Dunkelheit. 4.10 Uhr. Ich ziehe Kombination und Kopfhaube an und sehe über mich. Das Wetter? Im Osten ein schwaches Rot von der kommenden Sonne. Die Wolken? Nun sie werden etwa 1000 Meter hoch sein.

„Flughöhe zunächst 900 Meter und nun fertigmachen!"

Sitzt der Fallschirm auch richtig? Gut. Die erste Trommel lege ich aufs MG., durchladen, „Gesichert", den Stehgurt noch festgemacht.

„Fertig, Maschine 4 NJM startklar!" Der Staffelkapitän geht von Maschine zu Maschine, gibt seine letzten Anweisungen.

4.20. Es ist inzwischen hell geworden.

„Start frei!" Vollgas. Los rast die Maschine zum ersten Feindflug. Wenige Minuten — wir sind 900 Meter hoch. Die anderen mit uns gestarteten Flugzeuge haben wir aus den Augen verloren. Allein — so, nun zeige, was in dir steckt.

Wir müssen schon an der Grenze sein. Zu dumm, daß der rote Strich auf der Karte nicht im Gelände aufgemalt ist. Wie einfach wäre das. Aha, dort unten ist K. Naß und verschlafen liegt das Land vor mir. Dicke Nebelschwaden kriechen von Osten auf dem Boden heran. Das hat noch gefehlt! Ich ziehe meine Handkamera heraus. K.: Grabensystem neben Grabensystem. Ich zeichne sie in die Karte ein, lichtbilde sie, das Werk von Sekunden. Da zischt es an mir vorbei — haarscharf, noch einmal und wieder — „Flak!" „Fort." Hart drückt die Maschine nach Osten. Die Sicht wird immer schlechter. Nebelbank neben Nebelbank. „Aus — Zurück!" schreie ich nach vorne. Eine Steilkurve, und nach Westen fliegen wir wieder. Der Flugplatz — wo war er denn nur? Ein einziges Nebelmeer liegt unter uns. Da eine Lücke — das ist er! „Sofort runter und landen!" Wir stoßen durch, hart setzt die Maschine auf, einen Satz, noch einen, dann rollt sie aus. „So eine Schweinerei. Wie aus dem Boden gezaubert. Alles Nebel. Ein Glück, daß wir noch durchgekommen sind." Bis wir unsere Maschine abgestellt haben, ist der Nebel so dicht geworden, daß man

gerade noch fünf Meter weit sehen kann. Eine richtige herbstliche Milchsuppe. „Was ist aus den anderen geworden?"

„Eine Maschine ist vor etwa fünf Minuten hier gelandet. Die anderen sind noch nicht zurück, Herr Leutnant", berichtet mein Flugzeugwart. Auf der Befehlsstelle gebe ich meine Meldung ab. Dann setzen wir uns zusammen in unseren Aufenthaltsraum, es ist ein hübsch eingerichtetes Rauchzimmer des Gutshauses. Aber im Augenblick ist uns das völlig gleichgültig.

„Was werden sie wohl machen können, die anderen?" „Warten, bis der Nebel sich hebt?" „Unmöglich, solange reicht der Kraftstoff nicht." Ich sehe nach der Uhr. „Eine halbe Stunde können sie sich noch oben halten, dann müssen sie runter, irgendwo."

Die halbe Stunde geht vorüber, keine Maschine kommt zurück. Alle müssen längst irgendwie gelandet sein. Keine Nachricht — nichts.

„Verdammt, das beim ersten Start!" Eine weitere Stunde vergeht. Der Nebel ist so stark, daß wir nicht mehr aus den Fenstern sehen können.

Da — ein Anruf. Erregt reiße ich den Hörer aus Ohr. „Eine Maschine bei F. glatt notgelandet, Besatzung, Maschine alles heil." Gott sei Dank. Nach wenigen Minuten noch zwei Anrufe. „Maschine bei G. notgelandet. Flugzeug vollkommen zu Bruch. Besatzung heil. Ein weiteres Flugzeug bei L. Beobachter leicht verletzt, Maschine vollkommen zerstört." Noch eine Maschine steht aus. Wir warten, warten. Aber vergeblich. Nichts — keine Nachricht. Erst nach Tagen erfahren wir. Unser erster Verlust. Oberleutnant B., Gefreiter F. abgeschossen beim ersten Feindflug von polnischer Flak über K. Beide gefallen. Damals aber wußten wir das nicht. — Wir sitzen in unseren Ledersesseln, bemühen uns, keine schlechte Stimmung aufkommen zu lassen, und wissen im ersten Moment nicht, was mit unseren Händen anzufangen.

Da schreit einer: „Ein Stück blauer Himmel!" Vergessen ist die Depression. Fliegen wollen wir, denen da drüben zeigen, was es heißt, uns als Gegner zu haben. Unterkriegen? Wäre doch gelacht. Nun erst recht!

Polnische Jäger.

Leutnant L. wiederholt noch einmal seinen Auftrag, überträgt von der Karte einige wichtige Punkte auf seine Blätter und meldet sich ab „zum Erkundungsflug über G.". Die Wolkendecke ist aufgerissen, Wolkenhöhe etwa 1400 Meter, drei Zehntel Bedeckung. Das ideale Wetter für uns Aufklärer. Seine Aufgabe ist es festzustellen, wie weit die vordersten Teile sich bereits G. genähert haben. Er streift sich seine Kombination über. Der Flugzeugführer ist bereits klar. Wenige Augenblicke später überfliegt er die Grenze. Die Sonne beleuchtet ein grauenhaftes Bild. Ortschaft um Ortschaft, Weiler neben Weiler steht in Flammen. Der Ort Z. ist in dicke Rauchwolken gehüllt. Dort drüben ein glühender Trümmerhaufen, ein schwarzes Schutt-

feld. „Sollten die Polen in ihrem Haß gegen alles Deutsche die deutschen Besitzungen angezündet haben?" Feine Ascheteile wirbeln in der Luft.

Unten — riesige Wälder. „Etwas den Kurs nach Süden gedreht." Bald muß die Weichsel am Horizont zu sehen sein.

Da — plötzlich im Rücken ein Heulen und Rattern, als ob die Hölle los wäre. L. sieht sich um — drei polnische Jäger rasen aus nächster Nähe auf den deutschen Aufklärer. Er sieht deutlich das hellgelbe Flimmern in den Tragflächen des mittleren Angreifers. Er weiß genau, es ist das Mündungsfeuer der MG. Im selben Augenblick kracht es auch schon um ihn. Metallfetzen fliegen durch die Luft. Erregt schlägt er seinem Flugzeugführer auf die linke Schulter, es sind Bruchteile von Sekunden. Jener hat die Gefahr sofort begriffen, die Maschine kippt links ab. Der Pole bleibt aber dahinter, wie festgeklebt, er ist noch 150 Meter entfernt. L. reißt das MG. an sich — jetzt — jetzt — ist er im Visier. Hart drückt seine Hand auf den Abzug. Gleichmäßig rattert sein Maschinengewehr, jagt seinen Segen hinaus. „Nur jetzt keine Hemmung!"



Foto: Hutter

 Der Kapitän gibt die letzten Weisungen zum Feindflug



Foto: Hutter

Die Besatzung. Franz — vorn, Emil — hinten

Bruchteile von Sekunden war der Pole im Visier, dann — weg ist er. „Verflucht, ich muß ihn getroffen haben —" Da sieht er vor sich den Gegner in einer Steilkurve, eine schwarze, immer stärker werdende Rauchfahne nach sich ziehend. Rotgelbe Flammen schlagen aus dem Motor, er kommt aus der Kurve nicht mehr heraus, er stürzt — fällt.

Aber halt, es waren doch drei. Die anderen beiden hatten sie ganz aus den Augen verloren. Da sieht er über sich einen Jäger im Sturzflug auf sich zukommen. „In eine Wolke . . ." brüllt er seinem Flugzeugführer zu, dann hat L. schon das MG. in der Rechten und versucht auch ihn in die leuchtende Bahn seiner Geschosse zu bringen. In diesem Moment kracht es auch schon wieder in der Maschine, der dort drüben scheint kein schlechter Schütze zu sein. Aber auch er scheint getroffen, er dreht ab, da wird es beiden weiß vor Augen, sie fliegen in einer Wolke. Lange, lange Sekunden. Endlich — es wird plötzlich klar. Wieder Wälder — Wiesen unten. Der Beobachter und der Flugzeugführer sehen gespannt über sich. Kein Jäger mehr zu sehen. Nichts.

Jetzt erst finden sie Zeit, den eigenen Schaden zu betrachten. Die Tragfläche durchlöchert, Fetzen, vielleicht zehn Einschüsse, der Rumpf, die Glaskuppel, Einschüsse, Splitter. L. sieht vor zum Laufwerk. „Bei Gott, das rechte Laufrad ist zerschossen!" Er sieht ein zersplittertes Etwas, auf dem er landen soll. Der Motor scheint auch etwas abbekommen zu haben, er arbeitet unregelmäßig. „Nach Hause, Fahrwerk zerschossen?" gibt er nach vorne. Was tun? Abspringen über dem Platz? Ach egal! Wir versuchen die Landung. Wieder über dem Flugplatz schwebt die Maschine in langsamster Fahrt an. Noch zehn Meter Höhe, noch fünf, Knüppel an den Bauch, das eine Rad rollt. Da — ein furchtbarer Krach, ein Ruck, ein Splittern, ein Schlag — Stille. Die Maschine rast in den Boden, ein Trümmerfeld zeigt die Stelle. Nach einigen Sekunden eine Bewegung, der Flugzeugführer und der Beobachter, beide wie durch ein Wunder vollkommen unverletzt, kriechen aus den Trümmern. Die erste Entspannung zeigt sich, beide lachen wie Irre. Ein Fahrzeug kommt und bringt sie sofort zur Befehlsstelle. 10, 15 Leute räumen die Trümmer beiseite.

Die Besatzung meldet: „Auftrag wegen starker feindlicher Jagdangriffe abgebrochen, anscheinend ein Jäger abgeschossen."

„Gut, Einzelheiten später! — Besatzung in die Maschine L2K. Der Auftrag ist entscheidend. Führen Sie ihn sofort durch!"

Vertrieben von Grund und Boden.

In eine dicke Rauchwolke gehüllt stolpert unser Wagen über holprige grundlose Straßen. Wir müssen nach „vorne“. Die Straßen sind überbelegt mit endlosen Kolonnen. Dort an dieser Gabel ist eine Verstopfung, ein entgegenkommender Transport Verwundeter fährt vorbei, — also zurück. Der blaue Augusthimmel ist nicht mehr zu sehen, ein undurchdringlicher Staubnebel liegt über allem, eine dicke Staubschicht hat sich auf unsere Gesichter und Kleider gelegt. Wir erkennen uns kaum noch. Lachen wir uns zu, dann bilden unsere Gesichter dämonische Fratzen. Aber weiter geht die Fahrt, vorbei an schwelenden Trümmern, rauchenden Höfen. Erschlagenes Vieh liegt auf den Feldern, ein toter Zivilist hat das Gesicht auf den Boden an einen Wegweiser gepreßt. Alles schreiende Mahnmale des wahn-

witzigen, grundlosen Hasses der Polen gegen das, was deutsch war, deutsche Namen trug. Ich erinnere mich dabei, selbst am Morgen von der Maschine aus einen einzelnen Reiter gesehen zu haben, der mit einer Fackel in der Hand von Hof zu Hof ritt. Seinen grauenhaften Weg zeigten die brennenden Höfe. Als ich ihn im Tiefflug zusammenschießen wollte, entkam er mir in das Dickicht eines Waldes. — Da wieder eine gesprengte Brücke. Riesige Betonklötze liegen auf der Straße, notdürftig haben unsere Pioniere den Weg freigemacht und einen Notsteg geschlagen. Über krachende Bohlen fährt unser Fahrzeug, mit Vollgas erklimmt es die gegenüberliegende Böschung. Von ferne hört man das Grollen des Artilleriefeuers. An den Straßengräben eine erschütternde Kolonne — Flüchtlinge, Fahrzeug hinter Fahrzeug, alte zerbrechliche Bauernwagen, beladen mit grellroten Betten, Strohhaufen, eilig zusammengerafften Gegenständen. Vor den Wagen erschöpfte, zitternde Pferde, selbst Kühe sind vorgespannt. Die Flüchtlinge sind vollkommen zermürbt, teilweise nur notdürftig angezogen, barfuß, alte Frauen von 70 Jahren und kleine Kinder von vier Jahren sind dar-

unter, einer neben dem anderen stehen sie da und wissen nicht mehr wohin. Vorne hatte der Pole ihre Höfe angezündet, hier hatte er auch alles verwüstet. Manchmal hört man ein unterdrücktes Schluchzen. Wir halten eben an einem Fahrzeug, das Rad war zerbrochen. Ich frage die Frau, sie ist etwa 40 Jahre alt, ihr Gesicht besitzt einen harten Ausdruck, woher sie sei.

„Aus Gegend Graudenz stammen wir, seit drei Tagen flohen wir vor den polnischen Banden, immer weiter. Mein Mann wurde vorgestern von Polen verhaftet. Ich weiß nicht, wo er jetzt ist. Eines von meinen fünf Kindern starb gestern. Es war schwach auf der Lunge. Dazu der Hunger und das Übernachten im Freien. Zwei sind jetzt auch schon krank." Sie erzählt alles mit einer erschütternden Gleichgültigkeit und Offenheit. Wir fahren weiter, entlang dieser anklagenden Front. Die Augen dieser Menschen, die müde an den Straßengräben kauern, verraten überall das gleiche Schicksal. Not, Elend, vertrieben von Grund und Boden. Warum? Weil sie ehrlich dastanden und bekannten, wir sind Deutsche, und wir sind stolz darauf.

Einsatzbereit.

Mein Auftrag ist durchgeführt. Ich bleibe für einen neuen Flug in Bereitschaft und warte auf Abruf. Ich gehe hinüber in das Herrenzimmer des Schlosses, lasse mich in einen wunderbar weichen Klubsessel fallen, mit Genuß zünde ich eine Zigarette an, so — und nun am Radio angenehme Tanzmusik eingeschaltet, die neueste Zeitung — schön, was braucht man mehr. Mit denselben Gedanken sitzen um mich herum die übrigen Besatzungen. An den Gesichtern kann man uns noch die unerhörte Anspannung von unseren Erlebnissen über dem Feinde ablesen. Jetzt aber sitzen wir hier, fast wie Gäste des Rittergutes. Ein Gegensatz, den nur ermessen kann, wer ihn selbst miterlebt hat. Um uns die drei Töchter des Hauses, ein Mädchen hübscher anzusehen als das andere. Vor wenigen Augen-

blicken flogen wir noch über brennende Dörfer, kämpften um unser Leben, jetzt aber sitzen wir hier mit den jungen Damen, vielleicht in einer halben Stunde sind wir abgeschossen. Ein volles Glas Wein steht vor uns. Eine Ordonnanz ruft: „Besatzung Maschine ... fertigmachen!“ Die Besatzung steht auf, „den Rest trinken wir in zwei Stunden aus!“ Es soll ein gutes Omen sein, ein halbes Glas stehen zu lassen. Sie drücken die Zigaretten aus, gehen weg. Wir bleiben sitzen. Ein paar spielen Karten. So warten wir, warten auf unseren Einsatz. Scheint die Sonne, legen wir uns ins Gras, lassen uns braun brennen oder baden im See. Er ist ja nur ein paar Minuten entfernt. Der größte Teil von uns stammt aus dem Heer, war Infanterist, Artillerist. Für diese ist der Kampf von längerer Dauer. Bei uns als Fliegern berühren sich die schroffsten Gegensätze. Auf die stärkste Konzentration beim Flug über dem Feinde folgt unvermittelt völlige Entspannung und Ablenkung der Gedanken.

Gefallen.

Es war Nacht geworden. Wieder saßen wir im großen Saal des Gutshauses. Vor uns stand das Abendessen. Gegen 17 Uhr war ein Kamerad von uns weggefahren, in der Frühe glaubte er bei einem Feindflug die Trümmer einer unserer Maschinen in einem Waldstück gesehen zu haben. Sollte es sich dabei um unseren vermißten Kameraden vom ersten Start über die Grenze gehandelt haben?

Wir waren voller Spannung und ließen das Essen vor uns kalt werden, wir fühlten, daß die Entscheidung über das Schicksal unseres ersten Vermißten bevorstand.

Ein hartes Knirschen im Kies, ein Wagen bremst, unsere Köpfe fahren zum Eingang. Unser Kamerad ist zurückgekommen. Wir spüren so-

gleich an der Art, wie er zum Staffelkapitän schreitet, sich zusammennimmt, daß er die Vermißten gefunden hat.

Er sieht unsicher in die Runde des Tisches, sein Auge bleibt bei der Frau des Hauses haften. Sie versteht ihn sofort, daß in das trügerisch friedliche Bild die nackte, brutale Wirklichkeit des Krieges gegriffen hat. Sie erhebt sich und verläßt die Tafel.

„Melde gehorsamst, Oberleutnant B., Gefreiter F. gefallen. Beide tot, die Maschine völlig zerstört."

Wir sind aufgestanden, schweigend sehen wir vor uns auf den Tisch. Heute hast du aus diesem Teller noch gegessen. Wirst du es morgen auch noch tun?

Unser Kamerad berichtet. „Die Maschine scheint über K. einen Flaktreffer erhalten zu haben, sie stürzte über dem Niemandsland ab. Oberleutnant B. war anscheinend sofort tot, Bauern fanden ihn tags darauf. F. muß zwei Tage schwerverwundet zwischen den Linien gelegen haben, man konnte ihm nicht helfen, er starb beim Versuch der Rettung. Die Maschine

war zertrümmert. — Bauern aus K. haben die beiden begraben als unbekannte Soldaten." —

Für manchen von uns mag das Bild unter uns bisher den Eindruck einer packenden Wochenschau gemacht haben, brennende Dörfer, flammende Höfe. Der Tod, das unerbittliche Gesetz eines jeden Krieges, hatte uns bisher nicht erfaßt. Plötzlich stand vor unseren Augen eine weinende Mutter, eine verlassene Braut. Wir hatten einen Kameraden verloren, der das Höchste geopfert hatte, was er geben konnte — sich selbst.

Eine Entenjagd.

Eines Morgens, als ich gerade nichts zu tun hatte, da keine Aufträge für mich vorlagen, fragte mich unsere Gastgeberin, ob ich jagen könne. „Selbstverständlich!" ist meine Antwort. Ich versprach mir eine angenehme Abwechslung, nun, und schießen kann ich, ebenso einen Ochsen von einem Reh unterscheiden, mehr braucht es ja schließlich nicht — dachte ich.

„Dann können Sie bitte für heute mittag einige Enten besorgen, im Wald, am L.-See." „Aber sehr, sehr gerne!" Ich war Feuer und Flamme. Sie überreichte mir eine Flinte und eine Handvoll Patronen. „Besten Dank, wie viele Enten sollen es sein, 10 oder 15?" „Um Gottes Willen, höchstens drei oder vier." Anscheinend war meine Äußerung nicht „weidmannsgerecht",

denn ein mißtrauischer Blick traf mich. Aber ich werde es schon zeigen und gehe los. Ich streife über Wiesen und Felder, bald bilden meine Füße nur noch riesige Lehmklötze. Aber egal. Am L.-See — nichts zu sehen, keine Ente, nichts. Nur die Sonne sieht friedlich ins blaue Wasser, und das Schilf raschelt leicht. „Nun, warten wir eben!“ Ich setze mich auf einen Baumstamm in der Nähe des Sees. Eine halbe Stunde vergeht, nichts zu sehen, eine ganze Stunde, immer noch nichts. Ich beginne an meiner Jägerei und den Enten zu verzweifeln. Da, endlich — eine einsame Ente, mitten auf dem Wasser. Und jetzt „angepirscht“. Ich schleiche mich durchs Schilf, immer näher, noch vier Meter sind es zum Ufer, noch drei Meter, ganz vorsichtig. Ich nehme die Büchse hoch, gehe in Anschlag, beuge mich vor — und ein Klatschen, bis in die Hüften stecke ich im Morast. „Verdammte Schweinerei!“ Die wunderschöne Jagdflinte hat sich vor mir bis zum Schloß in den Sumpf gebohrt. Mich herumwühlend und eine kleine Wurzel als rettenden Anker ergreifend, komme ich auch schließlich heraus — vollkommen mit stinkigem schwarzem Lehm beschmiert. O Gott, das Gewehr, ich will

es gar nicht schildern, man würde mir nicht mehr glauben, daß es ein Gewehr gewesen ist. Und meine Ente? Das ist nun die größte Unverschämtheit, sie schwimmt genau so weiter, als ob die Lebensgefahr, in der sie geschwebt hatte, sie gar nicht kümmere. Ich versuche, durch den Gewehrlauf zu sehen: gähnende Finsternis. „Tja, die Jagd ist zu Ende!"

Zum Mittagessen gab es dafür schönen Rinderbraten. Er schmeckte uns allen ausgezeichnet. Als ich meiner Auftraggeberin höflich lächelnd die Flinte wiedergab, fürchtete ich, sie bekäme einen Schlaganfall. Das Thema Jagd vermied ich bei Tisch grundsätzlich für die Zukunft, und merkwürdigerweise bat sie mich auch nicht wieder, Enten zu schießen.

Die Verlegung.

„Sofort sämtliche fliegenden Besatzungen zur Befehlsstelle.“ Wir stehen und warten voll Spannung.

„Der erste Abschnitt des Krieges ist zu Ende. Der Durchstoß durch den Korridor nach Ostpreußen ist erzwungen worden. In unserem Abschnitt verbleiben lediglich als Kampfaufgaben Säuberungsaktionen. Die Staffel verläßt ihren augenblicklichen Flugplatz und steht zu neuer Verwendung auf Abruf in Fliegerhorst E. Das Verhalten der Staffel in den Kampfhandlungen war hervorragend. Start der Maschinen in zwei Stunden. Ich danke sehr. Wegtreten.“

Wir packen unsere Maschinen auf. Fast fällt es uns ein wenig schwer, Abschied von „Unserem Gut“ zu nehmen. Ein letzter Händedruck, ein

letztes Zuwinken, eine Ehrenkurve, und wir verlassen den Ort, von dem aus wir das erstemal den Krieg kennengelernt haben. Unter uns sehen wir Wälder, Seen, verbrannte Höfe. Wir fliegen nach Nordosten. Es ist ein schönes Gefühl, über das Land zu fliegen, an dessen Befreiung man mithelfen konnte. Wo noch vor kurzem gekämpft wurde, liegt jetzt das Land ruhig, friedlich, fast wie ausgestorben unter mir. Das Land in seiner herben Schönheit mit seinen weiten Wäldern, idyllischen Seen, mit seinen großen Höfen, mit seinen riesigen Weideplätzen. Dieses fruchtbare, schöne Land, das deutsch war und nun wieder deutsch geworden ist, der Boden, der nun wieder deutschen Menschen Heimat und Brot werden wird. Vor mir ein schimmernder, blauer Rand, die Ostsee. Die Sonne scheint in ihren Strahlen noch einmal die ganze Glut eines Sommertages in sich vereinigen zu wollen. Unter mir klein, wie aus einem Spielzeugkasten, die Kirchen, Türme und Häuser von Danzig. Das deutsche Danzig. Auf den Türmen erkenne ich Fahnen, rote Hakenkreuzfahnen. In der Bucht liegen deutsche Kriegsschiffe vor Anker, breit, wuchtig. Man sieht die Straßen schwarz von Menschen, sieht ihren Ju-



Foto: Hutter

 Von hier starteten wir am 30. August zum Einsatz in Polen



Foto: Hutter

Unser „Schloß Scholastikowo“ 6

bel, ihre Begeisterung, man glaubt den wuchtigen Schlag der alten Glocken zu hören, die der Welt verkünden: Danzig ist deutsch, der Korridor ist deutsch! —

Gegen Mittag war ich eben gelandet und hatte meine Maschine verlassen. Die Sonne schien uns noch einmal mächtig auf den Pelz. Aus einer Waldecke sahen wir eine Rauchfahne aufsteigen, und der angenehme Geruch von Linsen zog uns unwiderstehlich dorthin, als plötzlich vor unserem Befehlszelt der Ruf: „Besatzung Lt. H. Feindflug!“ uns blitzartig auf andere Gedanken brachte.

Der Staffelkapitän erläutert mir kurz die Lage.

Seine Hand weist auf Linien und Striche, die Hunderte von Kilometern bedeuten, und ich erkenne nun, daß hier für uns der weiträumige Krieg des Ostens beginnt, der Kampf gegen die Entfernung.

Wir tanken unsere Kiste bis zum Überlaufen. Wir laden neue Bomben in unsere Schächte. Vielleicht bietet sich uns ein gutes Ziel. Wir wechseln die leeren MG.-Magazine mit neuen aus. Alles alltägliche Dinge, oftmals durchgeführt, aber immer gilt ihnen unsere ganze Auf-

merksamkeit. Der Gedanke, was brauche ich, der Gedanke an die Vorbereitung erfordert unsere ganze Konzentration.

Dann starten wir. Mühsam löst sich unsere überschwere Maschine vom Boden. Noch überfliegen wir einige Kilometer ostpreußischen Landes. Deutlich erkennen wir es an den freundlichen roten Ziegeldächern. Die Sonne scheint auf grasende Rinderherden. Plötzlich die ersten Höfe in Lehmgrau mit hängenden Strohdächern. Wir sind überm Feindesland! Einige Häuser gedrängt zusammengeschoben, riesige verstaubte und abgeerntete Getreidefelder, schließlich das breite, versandete Flußbett des träge dahinfließenden Narew.

Wir fliegen über ein weites Land mit kerzengeraden Straßen, mit kerzengeraden Eisenbahnen, wir fliegen über riesige Wälder, in denen der Luchs, der Bär oder der Wolf noch zu Hause sein mag.

Wir fliegen über Barockpaläste, über Schlösser, wo polnische Grafen oder Freiherren über armselige Arbeiter in Lehmhütten herrschen mögen.

Zunächst sehen wir die Rauchschwaden eines brennenden Dorfes, Hofes oder die Staubwolken einer vorbeimarschierenden Kolonne als Zeichen

der Front. Bald aber fliegen wir so tief im Hinterlande des Gegners über Weiten, die fast unbewohnt sind, wo nichts an einen Krieg erinnert.

Im Grün der Wälder taucht vor uns Grodno auf. Wir erblicken einen Flugplatz und erwarten mit gemischten Gefühlen feindliche Jäger, feindliche Flak. Nichts zu sehen, nichts zu erkennen. Eine unheimliche Bewegungslosigkeit. Wir fliegen entlang der litauisch-polnischen Grenze. Lediglich einige kleine Gräben, sonst nichts. Fast zwei Stunden sind wir schon in der Luft. Auch während des Rückfluges können wir keinen Gegner ausmachen. Die sandigen Straßen sind leer. Nur manchmal ein Pferdegespann, ein Ochsenfuhrwerk.

Wir landen auf unserem Platz. Wir haben innerhalb zwei Stunden Hunderte von Kilometern lang an Straßen und Eisenbahnlinien geflogen. Wir haben keinen einzigen Feind gesehen.

War nun unser Flug ergebnislos? Nein! Im Gegenteil.

Fieberhaft melden die Funker den Stäben des Korps und den Divisionen:

„Straßen und Eisenbahnen ostwärts Lomza von eigener Aufklärung feindfrei gemeldet.“ —

Verlegung nach St.

Die Entfernungen, die wir zu fliegen haben, werden immer größer. Wir müssen vor, unseren Platz näher an die kämpfende Truppe verlegen, sonst können wir unsere Aufträge nicht mehr ausführen.

Unser Vorkommando ist bereits unterwegs. Der Fieseler-Storch, der einen neuen Flugplatz erkunden sollte, kommt zurück:

„Flugplatz bei St. erkundet!"

„St.?" — Noch nie gehört! Wir suchen und finden das kleine Städtchen vielleicht sechzig Kilometer südlich.

Hastig werden Zelte abgebrochen, Lastautos beladen. Rumpelnd und dröhnend setzt sich eine Kolonne in Bewegung auf engen, grundlosen Wegen in einer Wolke von Staub. Wir be-

neiden unsere Kameraden nicht, die dort unten auf den übervollen Straßen ihren Weg suchen müssen. Weit mehr als zulässig ist die Tragfähigkeit unserer braven Maschinen ausgenutzt. Kaum ist vor Kisten und Kasten, Werkzeug, Verankerungsgerät, persönlichem Gepäck usw. ein karger Raum für mich geblieben.

Zwanzig Minuten mögen erst nach unserem Start vergangen sein, als die Maschine auf dem neuen Platz zur Landung ansetzt. Das Rollfeld ist ein riesiges Stoppelfeld, ein verbrannter Gutshof wird unsere Befehlsstelle, eine verkohlte Tür unser Kartentisch. Wolken von surrenden, lästigen Schmeißfliegen stürzen sich wild auf uns, Gruben voll Unrat verbreiten Gestank und ziehen Ungeziefer heran. Im Grase liegt ein zerstörter Bilderrahmen mit eingedrückter Glasscheibe und einer altertümlichen vergilbten Photographie. „Ignazy" steht darunter: Eine Frau, ein Mann mit struppigem Bart, eine Schar Kinder. Es scheint sich um unseren Gastgeber zu handeln. Das einzige, was wir von ihm erblicken.

Unsere Quartiere haben wir in St. selbst, etwa drei Kilometer entfernt. Ein Pkw. bringt uns eine mit mächtigen steinalten Ulmen gesäumte

Straße hinauf. Sie ist aufgerissen, die prächtigsten Stämme liegen im Graben. Anscheinend sollten sie zu Sperren verwandt werden.

St.: eine polnische Landschaft schlechthin. Das Land im Umkreis von vielen Kilometern gehörte dem Grafen von St. Er besaß ein pompöses Schloß, dessen rauchende Trümmer nun zum Himmel starrten, einen riesigen Park. Das Herz der Stadt bildet ein großer freier Marktplatz mit einer weißen Kirche. Ringsum die kleinen Bauernhäuschen, eine Drogerie, ein Lebensmittelgeschäft. Beides hatten die Einwohner schon geplündert. Zersplitterte Fensterscheiben, Papier, Kisten lagen auf dem Bürgersteig.

Auf einer breiten Straße mit holprigem Kopfsteinpflaster finden wir unser Vorkommando, das für uns als Lager die Villa eines Landarztes requiriert hatte. Als wir in die Stadt fahren, sehen wir keine Menschenseele. Wie eine verlassene, tote Kulisse starrt uns das Städtchen entgegen. Die Villa des Arztes menschenleer, kein Lebewesen, nur ein paar Hühner, die in einem Blumenbeet wühlen. Ich gehe in ein Zimmer, anscheinend den Salon, werfe meinen Fallschirm und meine Tasche in eine Ecke und lege mich auf

die Couch, schlafe und warte dann, bis die Kolonne eingetroffen sein kann.

Einzelne Schüsse, Geschrei wecken mich plötzlich auf. Ich schnappe meine Pistole und springe hinaus.

„Was ist los, warum wird geschossen?" „Keine Ahnung", ruft mir mein Flugzeugführer zu. So plötzlich wie der Lärm entstanden, ebbt er wieder ab. Aus einem Waldstück waren einzelne Schüsse gefallen. Anscheinend handelte es sich um versprengte Polen.

Die Kolonne kommt, Fahrzeuge stauen sich auf Straßen. Die Befehlsstelle, Geschäftszimmer und Bildstelle werden eingerichtet.

Eine alte Frau humpelt auf mich zu, barfuß, verschmutzt, in Lumpen gekleidet. Einen grauschwarzen Lappen hat sie um das Gesicht gewickelt. Unverständliches Zeug murmelnd, redet sie mit den Fingern und deutet verschiedene Male auf ihren verbundenen Kopf. Ich zucke fragend mit den Achseln. Da nimmt sie ihren Lappen weg und — mir wird fast übel — ein großes, etwa zwei Finger breites schwarzes Loch in ihrer Backe, hindurch schimmern die gelblichen Kieferzähne, eine schmutzige Blutkruste, gelb, Eiter oder ran-

zige Butter, die sie auf den Lappen geschmiert hat, und jetzt verstehe ich sie auch: „Doktor, Doktor“, stammelt sie in einem fort. Ich übergebe sie unserem Arzt. Ob er sich wohl über seinen neuen Patienten gefreut hat?

Im Schloß des Grafen St.

Wir bilden zu dritt einen Trupp. Die Pistole schußbereit, kundschaften wir unser St. aus. Armselige Bauernhäuschen, ineinandergeschachtelt in ein Gewirr von Hinterhöfen, Schuppen. Aus Vorhängen schielen uns stechende Augenpaare nach. Eine Atmosphäre von Haß und Feindschaft schlägt uns entgegen. Ja sogar die Kreatur fügt sich in den Rahmen ein, ein kleiner Dorfköter kommt kläffend daher, sucht winselnd einen Hosenboden zu fassen — aber er ist zu klein.

Das Schloß des Grafen St. lockt uns an. Wir überklettern eine dicke Mauer. Oben liegen verstreut einige Karabiner, in einem Graben ein gefallener Pole. Seine olivbraune Uniform zeigt einige rotschwarze Flecken, an denen Schwärme

von surrenden Fliegen kleben. Eine graugrüne eingefallene Totenhand ist um einen Brotbeutel geklammert. Wir gehen weiter, durch verwilderte Gärten, durch Büsche, durch einen riesigen Park.

An einer Bank, unter einer Ulme, deren Blätter sich schon rotbraun zu färben beginnen, finden wir eine kleine Puppe. Ein Soldatenstiefel scheint darauf getreten zu sein. Das kleine Spielzeug, das nun irgendwo im rostbraunen Staube liegt, hat etwas Rührendes an sich. Wir gehen weiter. Knisternd schlagen Flammen aus dem Trümmerfeld des ehemaligen Schlosses empor. Es muß ein Gebäude gewesen sein, das in Reichtum und Prunk aufgebaut wurde. Das Herrenhaus eines polnischen Grafen. Manchmal kracht und splittert es, eine Staubfontäne wirbelt zum Himmel. Irgendein Zimmer oder ein Raum ist in sich zusammengefallen.

„Hier ist nichts mehr zu retten!" meint einer von uns. Und er hat recht.

Ein Weinen und Schreien unterbricht uns. Ein altes Weib kommt auf uns zugehumpelt.

„Oh, Panje — helft, helft! Diebe mir alles stehlen, alles weg, Betten, alles!"

Nun, den Gefallen können wir ihr ja tun. Wir folgen ihr, entsichern unsere Pistolen, können aber am Nebengebäude des Schlosses, das noch heil ist, und in dem die Alte haust, keinen bösen Dieb finden.

„Oh, schon weg, und auch meine Betten!" — Dicke Tränen kullern ihr die Wangen herunter.

Wir versuchen sie ein wenig zu trösten und fragen sie, wer sie ist. Aber sie scheint ein wenig nervös zu sein und wird erst freundlich, als wir unsere Pistolen weggesteckt haben.

„Ich — Frau auf Hof, Graf St. weit weg, geflohen nach Warschau. Dort hat er drei Häuser!" Und so langsam bekommen wir heraus, daß gestern etwa 50 polnische Gendarmen sich hinter der Gutsmauer verschanzt hatten und dort die deutschen Panzer zu beschießen versuchten. Diese sahen den Widerstand im Gut und schossen es sofort in Brand. Die Polen waren beritten und versuchten wegzugaloppieren, aber einer nach dem anderen brach im Feuer zusammen. Daher auch die vielen Leichen und Kadaver im Park.

Wir gehen zurück, vorbei an den riesigen Getreidespeichern des Gutes. Wir sehen, wie sich die Bevölkerung schmutzig und barfuß um die Ecken

drückt, keuchend riesige Getreidesäcke schleppt und sich dabei angstvoll nach uns umsieht. Aber wir haben weder Zeit noch die Möglichkeit, uns um diese Dinge zu kümmern.

Wir streifen zurück, vorbei an aufgedunsenenen Pferdeleibern, durch schmutzige Höfe zu unserer Befehlsstelle.

Die Radiostation Warschau soll die Bevölkerung zum passiven Widerstand aufgehetzt haben. Noch spät nachts versuchen wir, sämtliche Radioapparate zusammenzubekommen. Aber ist das nicht ein Ding der Unmöglichkeit? Inmitten dieses Gewirrs von ineinandergeschobenen Behausungen?

Im Flakfeuer von C.

„Sie müssen sich beeilen mit Ihrem Start, wenn Sie vermeiden wollen, in diese Schlechtwetterfront hineinzukommen!“

„Jawohl, Herr Hauptmann, ich starte in fünf Minuten!“ erwidere ich. So schnell es sich irgend durchführen läßt, treffen wir unsere letzten Vorbereitungen.

Noch keine fünf Minuten mögen verstrichen sein, als unser Motor mit höchster Kraft aufheult und unsere Maschine zum Feindflug nach B. und C. startet. Immer größer werden die Räume, die wir zu überwachen haben, immer länger die Straßen und Eisenbahnlinien, die abgesucht werden müssen.

„Wo sitzt der Pole?“ Das ist die brennende Frage unten in den Stäben. Weit hinein in

Feindesland sind die eigenen Panzer vorgestoßen. Links und rechts marschieren keine eigenen Truppen, die die Bedrohung von der Flanke ausschließen. Wer nur kann die Antwort geben? Wir, wir sind es, die einzigen, die in den Rücken des Feindes sehen können. Deshalb müssen wir fliegen, Start auf Start, Feindflug auf Feindflug, immer neue Aufgaben, neue Räume — —

Unter mir die schnurgeraden Straßenzüge, ein kleines Dorf. Von polnischen Truppen ist nichts zu erkennen. Oder doch — — — Am Ortsende einige Reiter, ein paar kleine Karren. Ich zeichne sie in meine Karte ein. Meine Beobachternase aber sagt mir, daß es hier nicht nach Entscheidungen riecht. —

Weiter. Ich komme nach B. Vorsichtig wie eine Katze um den berühmten heißen Brei mache ich einen Bogen. Wenn dort nur keine Flak sitzt. Ich sehe auf meinen Höhenmesser, 1800 Meter zeigt er an. Ich fliege etwas nach Osten. Ein riesiger Wald verwehrt mir jeden Einblick. Ein Urwald wie ein schwarzgrünes Meer liegt unter mir in einer nie bisher gesehenen Größe. Holz, Holz und wieder Holz. Wir gehen tiefer, huschen über die Wipfel dieser Urwaldriesen, über diese

endlose Einsamkeit. Was mag uns wohl blühen, wenn wir hier einmal notlanden müßten! Aber allzusehr beschwert uns dieser Gedanke nicht. Aufs neue ziehen wir hoch über 1500 Meter. In einer großen Schleife nähern wir uns C. Ich sehe das kleine Städtchen unter mir, den Kirchturm, den Markt, einige große Häuser. Doch halt — plötzlich ein Zischen um uns, wie rotglühende Raketen fegt es haardicht an uns vorbei. „Flak!" brülle ich vor. Hart schlage ich mit der Faust meinem Flugzeugführer auf die rechte Schulter. Steil kippt die Maschine rechts ab. „Verdammt!" Immer dieses Zischen um uns, ich sehe die Geschosse, höre sie, jeden Moment erwarte ich ein Krachen, ein Bersten. Endlose Sekunden, bis endlich immer seltener dieses verfluchte Geräusch an unser Ohr tönt. Im Sturzflug sind wir auf ein Waldstück zugerast. Tatsächlich, mir steht der Schweiß auf der Stirn. Ich hatte nicht geglaubt, ungerupft aus dieser Küche zu kommen. Aber wir müssen weiter. Zur Hälfte ist unser Auftrag erst ausgeführt. Mehr als hundert Kilometer sind wir vom ersten Freunde entfernt. Wir haben keine Sekunde Zeit zur Entspannung. Unser Auftrag muß zu Ende gebracht werden.

Hier — auf dieser Straße sehe ich ein veraltetes Fort, Fahrzeug hinter Fahrzeug, eine Marschkolonne.

„Aha, und wie es denen dort unten eilig ist. Ein Hasten, ein Laufen. Und warum? Was haben sie vor?

Aber ganz klar, in das Fort wollen sie, dort Widerstand leisten, dort in einer ausgebauten Stellung den deutschen Angriff abwarten. Aber wir werden nicht blind hineinlaufen. Wir wissen, was ihr vorhabt. Wir werden euch helfen, ihr Brüder, wartet nur.“ So ähnlich sind meine Überlegungen.

Kaum vermag ich es zu erwarten, bis die Räder des Fahrgestells auf dem staubigen Acker unseres Flugplatzes aufgesetzt haben, bis ich mit meiner wertvollen Karte mit ihren roten Strichen in der Hand auf den Boden gesprungen bin. Ich melde mich beim Staffelkapitän. „Leutnant H. vom Feindflug zurück, Truppenzusammenziehung bei D. erkannt. Stärke etwa ...“

Meine Hand fährt über die Karte, zeigt Punkte. Noch ist sie schmutzig von dem Öl der Bordwand, an die ich mich im Flakfeuer geklammert hatte, noch spüre ich den Schweiß in meinen



Foto: Hutter

Anlassen unserer Henschel auf einem Feldflugplatz



Foto: Hutter

Swadnevo, nach dem Angriff von deutschen Panzern

Kleidern, als mir die dicke Luft etwas zu mulmig wurde. Noch ist meine Stimme überlaut vor Anspannung, und ich schreie meinem Kapitän meine Meldung entgegen. Neben ihm sitzt ein Funker. Er notiert mit, tastet meine Meldung in den Äther.

Und wieder einmal vergehen nur wenige Minuten, bis ein tiefes Dröhnen unsere Köpfe hochfahren läßt. Wieder einmal fliegt Kampfmaschine hinter Kampfmaschine dorthin, woher wir kamen. Man spürt geradezu an der Art, wie sie am Himmel hängen, wie beladen sie mit Bomben sein müssen. Und wieder einmal sagt man sich: „Gott sei Dank, du stehst an einer Stelle voller Verantwortung, du hast heute etwas geleistet. Vielleicht hast du so manchem deutschen Infanteristen dort unten, der sonst blind in das Feuer gelaufen wäre, das Leben gerettet." — —

Der zehnte Feindflug.

Wir sind am Abend noch einmal gestartet mit dem Auftrag, festzustellen, was aus dem Fort und seinen Zufahrtsstraßen geworden ist. Langsam kriecht aus dem Osten schon die Dämmerung herauf. Die untergehende Sonne hüllt das Land in einen rotgoldenen Schleier. Unter mir — ein träge sich dahinschlängelnder Fluß, große Flächen in Schwarzgelb — Moor- und Sumpflandschaft. Viele kleine Punkte bewegen sich hastig vom Rande in das Innere des Moores. Es sind die vielen Wagen der Flüchtlinge, die vor den Schrecken des Krieges in der Weite der Natur, in der Verschlossenheit des Landes Schutz suchen.

„Mein" Fort ist in eine trübe Rauch- und Dunstwolke gehüllt. Im Nordteil leuchtet das

zuckende Gelbrot eines Brandherdes. Riesige Trichter, zerfetzte Gebäude, zerschlagene Wälle zeigen mir, daß sich hier vor nur wenigen Augenblicken ein Drama abgespielt haben muß. Unaufhaltsam stoßen die eigenen Panzer vor. Von Stützpunkt zu Stützpunkt wird der Pole zurückgeworfen. Verheerend wirkt ein Bombenangriff auf ein derartiges Ziel, wie es unter mir liegt. Die Reihen der riesigen Trichter lassen ahnen, wo vor einer Stunde noch die Zufahrtsstraße ins Fort verlaufen sein mag. Es ist ein Bild, als ob eine gewaltige unsichtbare Eisenfaust zuschlägt, den Boden aufwühlt, das Fort mit seiner Wucht zertrümmert.

Ich mache mit meiner Handkamera einige Aufnahmen. Wir kehren um. Düster glüht der Himmel, es muß bald Nacht sein. Wir müssen uns beeilen, um noch rechtzeitig nach Hause zu kommen. Im Dämmerlicht sehen wir den Platz unter uns. Wir setzen zur Landung an. Vielleicht haben wir zuviel Fahrt gehabt, ich weiß es nicht. Zwei Feindflüge an einem Nachmittag haben ihre Wirkung. Die starke Anspannung läßt nach. Hart setzt die Maschine auf, macht einen Riesensatz, kommt schwächer wieder auf den Bo-

den, wir rollen. Plötzlich bohrt sich ein Rad tief in die sandige Erde. Eine ruckartige Drehung, die Maschine wird mit dem Schwanz hochgerissen, der Motor bohrt sich in den Dreck, eine Staubwolke. Ich will mich noch festhalten. „Wenn das Ding nur nicht brennt“, fährt es mir durch den Kopf.

Mit einem Ruck reiße ich meine Anschnallgurte auf. Da fliege ich auch schon in einem hohen Bogen heraus. Hart schlage ich mit der Schulter, mit dem Kopf auf den Boden.

Weg — — nur weg, denke ich und komme ganz benommen auf meine Beine. Wie in einem Nebelschleier sehe ich meinen Flugzeugführer, sehe, daß er noch heil ist, erkenne Leute, die herbeilaufen, und unsere beschädigte Maschine. Mit Erleichterung stelle ich fest, daß sie nicht in Flammen steht.

Meine Knie werden weich, ich habe nur das Bedürfnis zu schlafen. Ein Wagen bringt mich ins Revier. Dort legt man mich auf Decken. Ich atme auf und höre weit entfernt die Stimme unseres Doktors: „Eine Gehirnerschütterung, weiter nicht schlimm, ein paar Tage Ruhe, und

die Sache geht in Ordnung. Aber ein harter Dickschädel, muß ich sagen ..."

Ich muß eingeschlafen sein. Es ist stockfinster, als ich wieder aufwache. Ein Geräusch, die Tür wird aufgemacht, eine Bahre hereingeschoben. Ein Stöhnen, ich erkenne einen Kameraden. Der Arzt gibt noch Anweisungen:

„Jedenfalls vergiftet, er besorgte sich von einer Bäuerin hier vor ein bis zwei Stunden einige Pfund Äpfel, dann klappte er plötzlich zusammen."

Ein Anfall von Schüttelfrost, dann wieder Stöhnen. Der mühsame, immer wiederkehrende Versuch meines Nachbarn, zu erbrechen, nehmen mir jeden Gedanken an einen weiteren Schlaf. Links neben mir erkenne ich auch Bewegung. Ein Koloß von einem Körper liegt auf dem Boden. Wir sind zu dritt in dem kleinen Raum. Der Sanitäter flüstert mir zu: „Vorsicht, Herzklaps", und reibt ihn anscheinend mit Kampfer ein. Es sieht so aus, als ob er einen neuen Anfall von Herzschwäche bekommt, denn bei jedem Atemzug stöhnt er durchdringend auf.

Zum Verrücktwerden, denke ich, hilflos hier zu liegen, neben mir zwei Schwerkranke.

Vor der Tür plötzlich ein Rufen, ein Hasten: „Alles an die Karabiner — — — Alarm!"

Einige Schüsse pfeifen über das Haus. Mühsam ziehe ich meine Pistole aus der Tasche, stecke sie unter meine Decke. Wer kommen will, mag kommen.

Das Trampeln der Schritte entfernt sich, kommt wieder, Geschrei. „Was ist denn los?" frage ich erregt unseren Sanitäter. Der zuckt die Achseln: „Weiß ich nicht, Herr Leutnant."

Noch einige Schüsse, dann plötzlich Stille. Und wieder von vorne beginnt das Wimmern meiner beiden Nachbarn.

Raus hier — — nur weg hier, wenn es irgendwie geht, wenn ich nur irgendwie auf den Beinen stehen kann! schwöre ich mir.

Es ist heller Tag, als ich wieder aufwache. Etwas benommen ist mir noch zumute, aber es muß gehen. Etwas unsicher mache ich die ersten Schritte. Mit sauersüßem Gesicht sage ich zu unserem Doktor: „Es geht mir ausgezeichnet, ich danke für Ihre liebenswürdige Behandlung."

Etwas ramdösig noch melde ich mich beim Kapitän:

„Leutnant H. wieder einsatzbereit."

Als ich mich nach dem Grund des nächtlichen Schießens erkundige, zeigt man mir in einer Baracke sechs gefangene polnische Offiziere. Zerfetzt, müde und abgespannt, deprimiert von ihren Mißerfolgen hocken unsere einstigen Gegner auf dem Boden. Ein blutjunges Bürschchen mit blutverschmierter Uniform ist darunter. „Fähnrich eines Kavallerieregimentes“, erklärt man mir. Ich wechsele ein paar Worte mit einem, der gebrochen Deutsch spricht. Anscheinend ist er Veterinäroffizier. Ich frage ihn so nach seiner Ansicht über die Kriegslage. Zuerst bin ich völlig verblüfft, als er mir erzählt, die Franzosen seien in Köln, die Polen in einem wuchtigen Gegenstoß tief ins Reich eingedrungen. Das hier, das seien nur örtliche Mißerfolge. Als ich versuche, ihm die tatsächliche Lage auseinanderzusetzen, sieht er mich ungläubig an.

„Nun, fragen Sie im Gefangenenlager Ihre Kameraden nach ihren örtlichen Mißerfolgen, und Sie werden staunen und werden mir glauben“, sage ich noch zum Schluß.

Ich sehe noch, wie er sich niedergeschlagen hinkauert. Fast tut er mir leid, wie er verhetzt, ge-

schlagen, völlig erschöpft hier liegt. Ein vernichteter Gegner, der in Illusionen lebte und ein wenig noch darin lebt, der aber das grausame Erwachen in die Wirklichkeit bereits ahnt.

Lomza.

Unaufhaltsam geht der eigene Vormarsch vorwärts. In unserem Abschnitt, etwas rechts zurückliegend, fiel im Laufe des gestrigen Tages die Festung Lomza. Es war dies eine von den Russen gegen Ende des 19. Jahrhunderts verhältnismäßig stark ausgebaute Stadtbefestigung.

Oft waren wir über die vorgelagerten fünfeckigen Forts geflogen. Manche Maschine hatte den Segen der Flak aus Lomza zu spüren bekommen. Nachts hörten wir, in unsere Decken gehüllt, das dumpfe Grollen unserer schweren Geschütze. Wir wußten, daß es der Kampf um Lomza war, der sie nicht zur Ruhe kommen ließ. Wir hatten uns daran gewöhnt, und wir hatten bereits das Gehör für den 21-Zentimeter-Mörser wie für die 15-Zentimeter-Haubitze bekommen.

Gestern also war Lomza gefallen. Unsichere Gerüchte über das Wie waren an unser Ohr gedrungen. Man erzählte von einem Leutnant d. L., der unerhört schneidig die Verblüffung des Gegners ausnutzte und sogar mit ungeladenem Gewehr den Eintritt in den Rücken der Festung erzwungen hatte. Man sprach davon, daß er sofort zum Hauptmann befördert worden sei.

Wir steigen in unsere Kraftwagen. Wir müssen Verbindung mit einer Nachbarstaffel aufnehmen, und unser Weg soll uns über das gefallene Lomza führen. Gespannt sind wir. Der Feuerschein und die Rauchwolke, die uns den Einblick in die Stadt von oben verwehrten, was haben sie uns verborgen?

Über Straßen mit tiefen Schlaglöchern, über Sandwege geht es nach Süden, vorbei an endlosen Nachschubkolonnen unserer vorwärtsdrängenden Divisionen. Wir kommen in das große breite Tal des Narew, am jenseitigen Ufer sehen wir die Stadt Lomza. Die alte mächtige Holzbrücke liegt in Trümmern. Verkohlte, schwelende Stümpfe ragen aus dem Wasser. Der Pole hatte sie angezündet, um uns ein Hindernis entgegenstellen zu können. Deutsche Pioniere haben einige

hundert Meter daneben eine Behelfsbrücke errichtet. Die Bretter, die Balken stöhnen auf unter der schweren Belastung der ungeheuren Zugmaschinen, aber — — sie halten.

Wie das Klappern eines Xylophons klingt das Aufschlagen der Bretter beim Darüberfahren unseres leichten Wagens.

Truppenverband neben Truppenverband, Geschütz neben Geschütz, alles ist in dem unaufhaltsamen Drange nach vorwärts. Aufgewühlte Wiesen, Fahrspuren in dem weichen Boden, ein von einer Granate zerfetztes Brückenzollhäuschen, zersplitterte Bäume, Äste, das ist der erste Eindruck, als wir uns Lomza nähern. Noch riecht es nach Brand, noch rieseln feine Ascheteile vom Himmel. Auf den Wällen, die wuchtig die Stadt umfassen, Granattrichter, einige gefallene Polen, das Gesicht in die sandige Erde gepreßt. Ein deutscher Panzerspähwagen, umgestürzte zerschossene polnische Renault-Tanks, ein Fensterrahmen, ein Teil einer Häuserwand, liegt auf der Straße.

Wir sind in der Stadt. Links und rechts starren uns die leeren stehengebliebenen Wände an,

die viereckigen Löcher, in denen einmal Fenster waren, die Trümmer der einstigen Häuser.

Ein riesiger Granattrichter versperrt uns die Weiterfahrt.

„Nach links in die Nebenstraße.“ Kräftig reißt unser Fahrer den Wagen herum. Ein Gewirr von Telephon- und elektrischen Leitungen liegt verknäult am Straßenrand. Trümmer zusammengestürzter Häuser. Dazwischen auf einem erhöhten Punkt mit gutem Blickfeld ein polnisches Geschütz. Ruinen. Das ist aus Lomza in den paar Tagen seines Widerstandes geworden. Stumpf, verwahrlost, hasten wie schweigende Schatten die Bewohner an diesen Trümmern entlang. Sie wühlen in dem Schutt nach ihrem Eigentum, oder sie hocken stumpfsinnig auf der Schwelle ihres Trümmerfeldes, dem sie den Rücken zukehren. Knarrend holpert ein Wagen über das Pflaster. Ein schwarzer Plan deckt seine Last zu.

Ich sehe ein menschliches Bein mit einem zerrissenen Stiefel herausstarren, eine weinende Frau folgt in einigem Abstand.

Wir sind langsamer gefahren, schreiend und gestikulierend drängen sich Kinder an unseren

Wagen, darunter ein hübsches, schwarzhaariges Mädchen. Sie betteln, wollen etwas haben. Ich verstehe dauernd das Wort „Zündholz". Ich geben ihnen eine Schachtel. Lachend und alles mögliche rufend winken sie uns nach. Merkwürdiges Leben. Auf der einen Seite die abgrundtiefe Trostlosigkeit, das Elend, auf der anderen Seite bereits wieder der Wille zur Freude, der Gedanke an das Leben, der sie auch wieder ihre zerstörte Stadt aufbauen läßt.

Das Fahren vorbei an diesen Trümmern ist zu einer Kunst geworden. Manchmal versperrt ein großer Mauerblock jegliche Weiterfahrt. Dann bleibt nichts als den Rückwärtsgang einzuschalten und Meter für Meter dieselbe Straße wieder zurückzutasten.

Wir haben genug gesehen. Wir fahren wieder über den Narew zurück, zu unseren Nachbarn, den Kameraden einer anderen Aufklärungsstaffel, die neben uns eingesetzt waren.

Alte Freunde schütteln sich die Hände. Manchmal, wenn man sich nach diesem oder jenem erkundigt, hört man die Antwort: „Der ist drüben geblieben beim Artillerieeinschießen oder bei einem Flug nach Brest, wir haben nichts mehr gehört."

Dann wird man nachdenklich, aber die Freude des Wiedersehens gewinnt wieder die Oberhand. Man tauscht seine Erlebnisse aus und glaubt, eine Ewigkeit sei seit dem letzten Zusammensein vergangen.

„Nastrovje, Nastrovje", ruft man sich zu und trinkt den scharfen Wodka aus der Flasche. Ein schneller Abschied, ein kurzer Händedruck, ein „Auf Wiedersehen in Warschau", und wir gehen wieder auseinander.

Der Krieg geht weiter ... er läßt uns keine Zeit zum Feiern. — —

Verlegung nach V.-R.

Zu groß ist schon die Entfernung in den wenigen Tagen zwischen unserem Flugplatz und den Stäben vorn geworden. Wir müssen weiter nach vorn. Bialystok ist schon in unserer Hand, ebenso Bielsk. Die Panzer stoßen bereits vor auf Brest-Litowsk.

Die Polen, die hier diesen feuerspeienden Panzerungetümen nichts entgegenzusetzen vermögen, weichen mehr und mehr zurück, schlagen sich in die ungeheuren Wälder links und rechts der Vormarschstraßen, brechen dann plötzlich bis in Divisionsstärke wieder daraus hervor, greifen Nachschubkolonnen an und versuchen ein letztes, um ihrer vollkommenen Vernichtung zu entgehen.

Der Storch, unser Erkundungsflugzeug, kehrt zurück. „Flugplatz bei V.-R. erkundet", meldet

der Beobachter. Wieder einmal beginnt für uns das alte Lied. Packen, beladen. Nur wenige Stunden vergehen, bis sich die endlose Kolonne auf der staubigen Vormarschstraße nach Süden in Bewegung setzt. Wir starten und finden unseren neuen Platz an einer großen Straße, an einen Waldrand angelehnt.

Wir landen. Der Ort ist restlos abgebrannt. Anscheinend hat auch hier die Bevölkerung den durchfahrenden Panzern Widerstand geleistet mit dem Erfolg, daß ein einziger Trümmerhaufen übriggeblieben ist. Unsere Unterkunft und Befehlsstelle bilden mehrere Zelte. Wir richten uns zunächst einigermaßen wohnlich ein. Wir belegen unsere Zelte mit Stroh, bauen einen Wassergraben und stellen einige MG.-Posten aus gegen unliebsame Überraschungen.

Es ist spät in der Nacht. Die Masse der Staffel ist noch nicht eingetroffen. Ich bekomme den Auftrag, mit einem Kraftwagen nach Bielsk hinüberzufahren und die Verbindung mit den dortigen Dienststellen aufzunehmen. Durch kilometerlange Waldgebiete, durch Busch- und Sumpflandschaft geht meine Fahrt. Keine Seele mehr weit und breit, nur die drohende Nacht-



Foto: Hutter

Novograd



Foto: Hoffmann, Berlin

Das Flugzeug jederzeit einsatzbereit am Waldrand 10

landschaft. Ein unheimliches Gefühl erfaßt einen bei solch schweigender Fahrt durch Feindesland. Dagegen hilft nur eines — — Gas. Bielsk, die typische kleine Stadt des Ostens, schläft. An den Straßen stehen einige Troikas mit Pferden, die müde den Kopf hängen lassen. Schwach zeigt sich schon der neue Tag im Osten, als ich mich bei unserem Staffelkapitän von Bielsk zurückmelde.

Als Artilleriesflieger über Brest-Litowsk.

„Also Rolf, altes Haus, mach's gut", rufe ich Leutnant B. noch kurz vor seinem Start zu.

„Klar, wäre doch gelacht, die sollen mal sehen, was Artilleriefliegerei heißt", erwidert er mir lachend, und seine Maschine rollte zum Start.

Wenige Minuten später, und er ist bereits über der Front. Er sieht unter sich die endlose Staubwolke der Panzer, die sich nach Süden bewegen. Es ist Mittag gegen 13 Uhr. Das Wetter ist diesig, und eine graue Wolkendecke verbietet ihm, höher als 2000 Meter zu fliegen.

Er kommt an den Bug. Er sieht die rauchenden Trümmer der von den Polen zerstörten Brücken. Am Horizont schimmert noch im Dunste verborgen sein Ziel: Brest-Litowsk, die alte russische Festung. Im Umkreis von mehre-

ren Kilometern sind zu ihrem Schutze die vielen Forts vorgelagert, die wie fünfeckige Sterne in das weite Land verteilt sind.

So manches Mal sieht er über die Bordwand und denkt sich: Das sieht aber auch verdammt nach Flak aus! — Aber nichts geschieht.

Sein Auftrag ist es, das Vorgehen der eigenen Panzer, die sich bereits beträchtlich Brest-Litowsk genähert haben, zu unterstützen durch Beobachtung des Artilleriefeuers auf die Zitadelle, das Herz von Brest-Litowsk.

Er soll als Artillerieflieger das Feuer der eigenen Batterien leiten, er soll das Auge bilden für den Artilleristen unten, er soll das Ziel suchen, das für die Durchführung des Angriffs am entscheidendsten ist, er soll so schnell wie möglich die Einschläge der Granaten darauf lenken zur Entlastung des Mannes in der vordersten Linie: das heißt es, für die Artillerie zu fliegen.

Unter sich sieht er das weite Häusermeer der Stadt Brest-Litowsk. Ein seltener Anblick in diesem menschenleeren Osten. Etwas nach Westen geschoben, direkt am Bug, liegt die Zitadelle. Der mächtige Wall, die Kasematten und Kasernen, Geschütztürme und Munitionshäuser

führen die Kraft dieser mächtigen Festung vor Augen.

An einem nördlichen Ausläufer glaubt er einen Geschützturm zu erkennen. In regelmäßigen Abständen sieht er ein Aufblitzen.

„Ziel 1: feuerndes Festungsgeschütz ...", meldet er nach unten. Nach einigen Minuten funkt ihm die Batterie: „Feuerbereit."

„Salve!" fordert er an. Vier grelle Blitze leuchten auf, vier schwarze Wolken, vier breite Trichter zeigen die Wirkung. Näher und näher lenkt er das Feuer an den Gefechtsturm.

Die ersten Treffer, ein riesiges Loch klafft an der einen Seite. Das Feuer des Festungsturmes hat sein Ende gefunden. Schuß auf Schuß liegt jetzt im Ziel.

„Neues Ziel", funkt er nach unten. „Ziel 2: Munitionslager ..." Alles, was um ihn vorgeht, ist für ihn vergessen. Nur die eine große Aufgabe steht vor seinen Augen, das Feuer der eigenen Artillerie zu lenken.

Auch der Flugzeugführer vor ihm ist ganz im Banne des Geschehens. Er sieht, wie sein Beobachter Schuß für Schuß in das Ziel bringt, er sieht, wie die Granaten die Erde zerwühlen, er

sieht die großen Fontänen von Splittern, Mauerwerk und Balken, er sieht die Wirkung, die Bresche, die unsere Granaten schlagen.

In ihrer Spannung sind sie, um besser beobachten zu können, tiefer gegangen. Sie merken es gar nicht. In etwa 1500 Meter Höhe fliegen sie.

Das gleiche Spiel wie beim ersten Ziel beginnt von neuem. Näher und näher kommen die Schüsse. In ihrem Eifer übersehen sie die kleinen verräterischen Wölkchen, die sich plötzlich um sie bilden.

Die ersten Treffer liegen in „ihrem" Munitionslager. Splitter fliegen vom Dach. „Weiter so, Feuer liegt gut", brüllt der Flugzeugführer zurück.

Plötzlich ein riesiger Flammenschein, eine schwarze Rauchwolke verschleiert ihr Ziel. „Volltreffer, hurra", schreit der Beobachter vor.

Die Freude ist aber nur kurz. Ein irrsinniger Krach, ein greller Blitz, ein Zerbersten. „Flakvolltreffer in der Maschine", schießt es Leutnant B. durch den Kopf. „Raus, abspringen!" Noch ist sein Auge geblendet, und er vermag nichts zu erkennen. Seine Hand reißt den Gurt los. Die Maschine rast im Sturzflug nach

unten. Ein Ruck, die Glashaube der Maschine fliegt nach hinten.

Anscheinend will auch der Flugzeugführer abspringen. Es riecht nach Brand. Alles geht so irrsinnig schnell. „Los, los, raus, ehe es zu spät ist." Herrgott, der Stehgurt geht nicht los. Da — was ist das, immer stärker wird der Beobachter auf den Boden gedrückt. Tatsächlich ist es dem Flugzeugführer noch geglückt, die Maschine abzufangen. Sie finden sich wieder einige hundert Meter hoch über einer Moorlandschaft.

Der Flugzeugführer winkt ab. „Nicht abspringen, Maschine gehorcht dem Ruder!" Er schiebt die Glashaube wieder über sich, sieht nach unten. „Verdammt", entfährt es ihm. Er schließt die Augen, öffnet sie wieder. Was ist das, ein riesiges Loch klafft ihm entgegen. Etwa 80 Zentimeter im Durchmesser. „Der Volltreffer!" Und damit soll die Maschine noch nach Hause? Aber sie schafft es tatsächlich.

Auf dem Rückflug, als die erste Anspannung vorüber ist, vermögen sie erst festzustellen, ob alle ihre Knochen heil sind.

Eine dicke Blutspur läuft dem Flugzeugführer übers Gesicht. Auf Befragen macht er

eine wegwerfende Handbewegung. „Nicht schlimm, kaum der Rede wert." B. betastet seine Glieder. Alles in Ordnung.

In seiner Kartentasche findet er ein Sprengstück der Granate, daumengroß.

Als die Maschine gelandet ist, schütteln sie sich zunächst die Hände. „Schwein gehabt für heute", stellen sie fest. „Was hat bloß mein Fallschirm?" fragt der Flugzeugführer. Sie sehen nach und finden ihn zerfetzt von einigen Splittern, die ihn aber nicht ganz zu durchschlagen vermochten.

Die Haare ihres Gesichts sind versengt. Die Haut ist gerötet durch die Flamme der Detonation. Dem Kapitän melden sie: „Besatzung Leutnant B. vom Artillerieflug über Brest-Litowsk zurück, ein Festungsgeschütz, ein Munitionslager erfolgreich bekämpft, Volltreffer auf Munitionslager. Flug mußte wegen Flaktreffer in der Maschine abgebrochen werden."

Tatjana.

Ich habe für einige Stunden keinen Feindflug vor mir und schlendere durch das Dorf. Überall das charakteristische Bild für die verbrannten Bauernhäuschen: Der wie ein Mahnmal zum Himmel starrende Schornstein. Die untergehende Sonne beleuchtet mit den letzten Strahlen das kleine Dorf. Einsam, man möchte fast sagen friedlich, liegt es am Waldrand. Eine alte Frau mit einem hellroten Kopftuch stochert mit einer langen Stange in dem Schutt eines zu Asche gewordenen Bauernhofes. Es ist das einzige Geräusch. Wenige Meter entfernt blühen noch groß und prächtig die hellgelben Sterne der Sonnenblumen. Wie mit einem matten Schleier senkt sich die Dämmerung auf das Land.

Aus einem Haus kommt ein altes Bauernweib gelaufen, zupft mich am Ärmel und gestikuliert mit allen Fingern, „mitkommen" soll es wohl heißen, und ich folge ihr. Sie führt mich durch das Dorf zum Waldrand. Ich zögere zunächst; was hat die Alte vor? Sie will mich unbedingt in den Wald führen, als ob sie mir etwas unerhört Wichtiges zu zeigen hätte. Ich entsichere meine Pistole und gehe ihr nach.

Nach einigen hundert Metern kommen wir auf eine Lichtung. Ich sehe undeutlich verrenkte Körper, Pferdekadaver liegen. Ich trete näher. Zerfetzte Menschen- und Tierleiber, Ausrüstungsgegenstände verstreut, Karabiner, zwei Maschinengewehre.

„Was soll das", fährt es mir durch den Kopf. Sie winkt mir, ihr weiter zu folgen. Plötzlich bleibt sie an einer großen Tanne stehen. Vor ihr liegt ein polnischer Soldat. Anscheinend handelt es sich um einen Offizier. Eine Granate hat ihm den Bauch aufgerissen. Sein Kopf ist in den Nacken gestemmt, die Augen leuchten in der Dämmerung gespenstig weiß, seine Hände sind um eine Wurzel geklammert, der Mund schlaff

geöffnet. Noch sieht man die Wärme, das Leben in seinem Gesicht.

Es mag noch keine Stunde her sein, daß er gestorben ist. Der Ausdruck seines Antlitzes, seine verkrampfte Stellung lassen ahnen, daß er furchtbare Schmerzen gehabt haben muß.

„Tot, schon tot“, wimmert neben mir die Alte. Tränen laufen über ihr verhutzeltes Gesicht. Hier bin ich zu spät gekommen. Ich blicke auf, will eben gehen, als sich plötzlich an einem Gebüsch, wenige Schritte nur entfernt, Zweige bewegen. Vorsichtig trete ich näher und sehe, wie uns die ganze Zeit über ein Pferd beobachtet haben muß. Ich gehe darauf zu. Forschend blicken seine großen Augen auf mich, es bleibt stehen. Willig läßt es sich den Hals streicheln. Es ist eine Stute. Ich suche in meinen Taschen nach einem Stück Brot. Mit müden stolpernden Schritten geht es zu dem toten Offizier, beugt sich mit seinen weichen Nüstern über das Gesicht des Gefallenen, wie wenn es ihm durch seinen warmen Hauch das Leben wiedergeben wollte. Die Stute hebt den Kopf, ihre großen traurigen Augen sehen mich an.

Ich gebe ihr etwas Brot. Gierig frißt sie es aus der Hand. Es ist ein wunderschönes edles Tier. Noch ist es gesattelt. Ein zerbrochener Säbel steckt in der Scheide. „Tatjana" steht weiß gestickt auf der dunkelblauen Satteldecke.

Drei Tage muß sie schon hier stehen und drei Tage über ihren gefallenen Herrn gewacht haben. Ein Artillerieüberfall scheint das Chaos verursacht zu haben. Ein paar Herbstblumen blühen noch dunkel unter den Bäumen, ein großer schwarzer Käfer klettert mühsam über die Finger des Gefallenen.

Die alte Bäuerin ist inzwischen gegangen. Ich klopfe dem Pferd den Hals und ziehe es hinter mir her. Ganz langsam, Schritt für Schritt, trennt es sich von der Waldlichtung. Immer wieder wendet es seinen schönen Kopf zu der hohen Tanne zurück. Je mehr wir uns entfernen, desto freier wird sein Schritt.

Ein großes Hallo begrüßt mich, als ich mit meinem Fund wieder auf dem Platz eintreffe. Ich versorge meine neue Freundin Tatjana zunächst. Ich verschaffe ihr einen heilgebliebenen Schuppen als Stall, gebe ihr Hafer und Rüben zu fressen.

So schließen wir beide Freundschaft.

Von Tag zu Tag werden wir besser befreundet. Schnell hat sie sich wieder erholt und zeigt, daß sie ein wirkliches Vollblut ist. Sie ist schnell wie der Wind und springt wie eine Katze und — hat Charakter, d. h. sie sucht sich ihren Reiter heraus. Wer ihr nicht paßt, den wirft sie herunter, den beißt sie.

Sie läuft mir nach zwei Tagen nach wie ein Hund, und selbst das Heulen unserer Motore bringt sie nicht in Furcht.

Wenn sie mit mir unzufrieden ist, wendet sie schmollend ihren schönen Kopf weg und nimmt erst nach einer Buße meinerseits, die meist in Form einiger Rüben besteht, wieder die Beziehungen zu mir auf. Ist sie für irgendetwas dankbar, dann reibt sie ihren Kopf an meinen Schultern oder klopft mit ihrem kleinen Huf an mein Bein.

Aber als ich den Gedanken fassen muß, sie allein zurückzulassen, werden wir beide traurig. Sie sieht mich stets mit großen vorwurfsvollen Augen an, wie wenn sie nicht verstehen würde, daß wir uns trennen müssen.

Als es dann endlich soweit ist und ich sie einer Bäuerin gebe, der ich klarzumachen versuche, daß bald deutsche Soldaten sie abholen würden und sie meine Tatjana gut pflegen müsse, da wiehert sie und stampft wild in ihrem kleinen Stall auf.

Das war das letzte, was ich von meiner Freundin Tatjana hörte.

Verlegt nach So.

Wir schreiben den 16. September 1939. Der Ring um Brest-Litowsk ist geschlossen. Die Stadt ist bereits in unserer Hand, nur die Zitadelle leistet noch erbitterten Widerstand.

Wieder einmal müssen wir verlegen, müssen nach vorne, denn die Entfernungen sind erneut zu groß geworden.

„Neuer Flugplatz in So." meldet der Erkunder. Wir suchen auf der Karte und finden das kleine Nest nordwestlich von Brest-Litowsk.

Wieder einmal wird alles verpackt, verladen. Wieder einmal setzt sich unsere Kolonne in Bewegung zu neuem Ziel, zu neuen Aufgaben. Wir starten mit unseren Maschinen. In einer großen Schleife nähern wir uns dem Platz.

Wir sehen ein riesiges Getreidefeld, unser Rollfeld, sehen einen wunderbaren Park mit

einem großen Schloß: unsere Unterkunft, nehmen wir an. Und unsere Stimmung schnellt sprunghaft in die Höhe.

Die Maschine rollt aus. Ein Mann winkt uns zum Verankerungsplatz. Vier bis fünf unserer Maschinen sind bereits eingetroffen.

Ich steige aus und bin plötzlich von einer großen Schar Kinder umringt. Alles schreit auf mich ein. Der eine will den Fallschirm, der andere die Karten tragen. Der dritte wirft uns Blumen entgegen. Mädchen winken uns lachend zu, Bauern in farbenprächtigen Sonntagskleidern sehen uns grinsend an. Ein Junge drückt uns ernsthaft aus einem Korb vier oder fünf Äpfel in die Hand.

„Hör mal, bin ich verrückt oder die?" frage ich verdutzt meinen Flugzeugführer. Wir wissen nicht, wie wir vor Staunen den Mund zubekommen sollen. „Ich war immer der unbedeutenden Meinung, daß wir eigentlich doch einen Krieg führten, aber das hier ist ja ein festlicher Empfang", sage ich erstaunt.

Aber was rufen denn die dauernd? Wir hören immer das eine Wort „Ruski", „Ruski". Soll-

ten das gar ... aber natürlich, das sind Weißrussen, die uns als ihre Befreier vom polnischen Joch betrachten. Und wie sie aussehen, hübsch, sauber gewaschen, groß, blond, ein Anblick, der uns lange gefehlt hat.

Unter großem Geschrei bringt uns der Haufen zum Schloß. Wie eine komische Prozession bewegt sich das Ganze durch den prächtigen Park. Zwei deutsche Flieger in ihren Kombinationen, umringt von russischen Kindern, von denen das eine stolz, wie es das Allerheiligste tragen würde, den Fallschirm mitschleppt, das andere Karten mit einer Sorgfalt in seinen kleinen Händen hält, die einem Generalstabsoffizier mit seinem Aufmarschplan alle Ehre gemacht haben würde.

Wieder andere werfen blaue, rote Herbstblumen in die Luft, und vornehm in einigem Abstand folgen Bauern, breit unter ihrem mächtigen Schnurrbart grinsend, Bauersfrauen, in buntgestickte Tücher gekleidet.

Das Schloß ist vollkommen leer. Es wird erzählt, daß vor Monaten ein Baron sein Besitzer gewesen sei, daß er aber derartig verschuldet war, daß er gehen mußte.



Foto: Scherl, Berlin

 Der Bahnhof von Kutno nach einem deutschen Fliegerangriff



Foto: Hoffmann, Berlin

Klar heben sich für das Auge des Beobachters die Bastionen, Wälle und Gräben der Festung ab

Nun liegt das riesige Gut leer. Die Arbeiter und Angestellten sind teilweise geblieben, bewirtschaften es auf eigene Faust.

In dem massigen Gebäude befindet sich kein Tisch, kein Stuhl, nichts, nur die großen Räume mit schönem gepflegtem Parkettboden. Teilweise hat unser Vorkommando bereits Stroh hineingelegt, um einigermaßen schlafen zu können.

Den Mund offen oder in der Nase bohrend steht die Dorfjugend staunend um uns herum bei der Besichtigung unseres neuen Quartiers.

„Stühle, Tische!" versuche ich ihnen klarzumachen. Zuerst grinsen sie verständnislos. Plötzlich scheint einer kapiert zu haben. Er rennt weg und kommt nach einer kurzen Pause mit rotem erhitztem Kopfe wieder. — —

Voll Stolz setzt er vor mich — — einen Eimer voll Wasser hin. — Nee, so geht das nicht. Ich ziehe einen Bleistift aus der Tasche und male einen schönen Tisch mit Louis-Quatorze-Beinen und einen reizenden Biedermeierstuhl an die Wand.

Es hat gezündet. Johlend und glucksend vor Eifer rennt der ganze Haufe weg. Es dauert nur Minuten und sie kommen wieder, schleppen

Bänke, Stühle, Tische heran. Einer glaubt etwas ganz Besonderes geleistet zu haben und bringt mir — — einen Papierkorb.

Eine halbe Stunde mag vergangen sein, und unser Zimmer ist an Sitzgelegenheiten ausgerüstet wie ein kleines Dorfkino. Zum Dank dafür darf jeder für eine Minute meine Kopfhaube aufsetzen und meine Pelzhandschuhe tragen.

Sie sind begeistert von dem Geschäft. Dann verdrückt sich auf einmal der ganze Verein. Warum wohl so plötzlich?, überlegen wir noch. Schnatternd und mit den Händen fuchtelnd kommen da die Bäuerinnen die Treppe heraufgerannt. Achtung scheinen sie vor deutschen Fliegern nicht viel zu haben; denn bevor sie uns begrüßen, schmeißen sie unsere ganze mühsam aufgebaute Innenarchitektur über den Haufen. Jede klemmt sich irgendeinen Stuhl unter den Arm, nimmt eine Bank auf den Rücken. Jede redet unverständlich mit unglaublicher Geschwindigkeit auf uns ein.

Gott sei Dank ohne Hände. Als sie aber sehen, daß wir sie nicht verstehen können, machen sie eine wegwerfende Handbewegung und trollen sich die Treppe hinunter.

So plötzlich, wie der Spuk gekommen ist, ist er auch wieder weg. Kahl wie am Anfang starrt uns unser Raum entgegen. An der Wand lediglich die Zeichnung eines Tisches à la Louis-Quatorze und eines Biedermeierstuhles.

Tiefe Stille, manchmal nur unterbrochen durch das Heulen eines Jungen, anscheinend von unserer Garde, der wohl eine Ohrfeige bekommen haben wird. Im übrigen, die Bäuerinnen haben sich getäuscht, wenn sie glaubten, wir hätten sie nicht verstanden.

Erschöpft legen wir uns auf einen Strohhaufen in der Ecke.

Das Eiserne Kreuz.

Die letzte Maschine ist vom Feindflug zurückgekehrt. Die Monteure warten sie, verankern sie fest in den weichen Sandboden zum Schutze gegen die immer stärker werdenden Herbstwinde.

Ein Tag ist zu Ende gegangen, ein Tag voller Einsätze, voller Erlebnisse, voller Aufgaben. Sechs Maschinen waren heute über dem Feinde. Alle sechs sind wieder heil nach Hause gekommen. Mächtig, ein Bild der Kraft, heben sich die sechs Vögel vom Dämmerungshimmel ab. Sie haben ihre Ruhe, ihr Pflege, die ihnen jetzt entgegengebracht wird, verdient.

Ein Mann meldet: „Die Staffel tritt in 20 Minuten auf dem Platz vor dem Schloß an, Herr Leutnant.“ „Es ist gut.“ 20 Minuten später steht in schnurgrader Richtung der Ver=

band angetreten. Der Kapitän erscheint. Es wird ihm gemeldet.

Mit klarer lauter Stimme spricht er zu seinen Männern.

„Im Namen des Führers und Reichskanzlers verleihe ich für hervorragende Tapferkeit überm Feinde das Eiserne Kreuz Oberleutnant W., Unteroffizier A. — vortreten!"

Wir sehen es das erstemal, das schlichte Kreuz in Schwarz am schwarz-weiß-roten Bande, das schon unsere Väter sich im großen Kriege verdienten. Wohl kaum einer von uns hat es sich träumen lassen, daß er es tief im Herzen Polens wiedersehen sollte, das Eiserne Kreuz, geschaffen für ihn.

„Die Besatzung Oberleutnant W. trägt das Eiserne Kreuz für die hervorragenden Leistungen sämtlicher Besatzungen im Namen der Staffel. Stillgestanden — weggetreten!"

Die Geschichte der Auszeichnung mag wohl so weit zurückreichen wie die Geschichte des Krieges selbst. Nur die Formen erfuhren ihre Wandlung. Der Indianer in Nordamerika trägt sie in der Adlerfeder, im Skalp, der Neger in Elfenbein eingeschnitzt, der Japaner von heute kennt

eine andere Art, er geht mit allen Auszeichnungen in den Krieg, bewährt er sich schlecht, werden sie ihm abgenommen, ist er tapfer, darf er sie behalten. Im alten Österreich gab es als höchste Auszeichnung den Theresia-Orden, dessen Bestimmungen wohl die merkwürdigsten waren; denn man mußte sich selber eingeben, mußte Kriegsentscheidendes geleistet haben und mußte gegen den Befehl selbständig gehandelt haben. Der Franzose hat den Ritter der Ehrenlegion. Der Deutsche kennt das schlichte Eiserne Kreuz. Schlicht, einfach verkörpert es das Dienen für das Vaterland. Schlicht, einfach erzählt es von Heldentum und Tapferkeit. In seiner Schlichtheit ist es zur höchsten Auszeichnung für den deutschen Soldaten geworden.

In den Rokitno-Sümpfen.

Mein erster Auftrag von unserem neuen Flugplatz aus lautet: „Stellen Sie fest, ob der Pole aus seinen weiten Ostgebieten irgendwelche Verstärkungen heranzieht zu einem eventuellen Entsatz seiner schwerbedrängten Festung Brest-Litowsk. Überwachen Sie zu diesem Zweck die von Osten aus Richtung Pinsk heranführenden Straßen und Eisenbahnen. Start bei Anbruch der Morgendämmerung."

Noch hängt die Nacht wie ein Vorhang über unserem kleinen Gv., als ich mich mit meinem Flugzeugführer auf einem Strohhaufen zusammensetze und wir im Schein unserer Taschenlampe die Karte etwas näher betrachten.

„Brest — hier." Unser Finger wandert nach Osten. „Pripet" lesen wir an einem dicken blauen

Fluß. Viele, viele kleine Striche lassen uns schon das Bild der Landschaft vermuten. Sumpf, Moor, Weite.

Schräg steht über der ganzen Fläche das Wort „Rokitno". Das also sollen sie sein, die berühmten, riesigen Rokitno-Sümpfe.

Wir treten ins Freie. Im Osten schimmert ein schwaches Rot, der kommende Tag. Was er wohl alles in sich bergen mag? Unsere Maschine ist übersät mit vielen winzigen Tautropfen. Wie silberne Punkte leuchten sie in den ersten Strahlen der Sonne.

Kein Laut ist zu hören. Tiefes Schweigen liegt bedrückend über dem weiten Land. Hart und plötzlich wird es zerrissen durch das Dröhnen unseres Motors. Im Nu sind die vielen Tröpfchen hinweggepeitscht und mit ihnen auch der Hang zum Träumen.

Glasklar steht als einziges Ziel der Auftrag vor unseren Augen. „Rein in die Kiste — und dann los." Bevor die drüben überhaupt richtig ausgeschlafen haben, sollen sie uns schon auf dem Pelz zu spüren bekommen.

Wir starten. In einem zartblauen Schleier von Morgennebel liegt Brest-Litowsk unter uns.

Aus einigen Teilen schlagen Flammen und Rauchwolken zum Himmel. Auch in der Zitadelle brennt es. „Nach Osten." Wir fliegen ein breites Flußbecken entlang über kleine Dörfer, die verträumt und verschlafen an den Ufern des trägen Flusses liegen.

Wir sehen unter uns die Flammen der angezündeten Brücken zum Himmel lodern, sehen den verzweifelten Versuch der Polen, auch damit den unaufhaltsamen deutschen Vormarsch zu verhindern.

Wir fliegen über kleine strohgedeckte Fischerkaten, die einsam an einem kleinen See, an einem Flusse liegen. Soweit unser Auge reicht, Wasser, schwarzbraunes Land, gelbes Moor und spärlich dazwischen das helle Grün einer Wiese mit einem einsamen Hof. Das sind die Rokitno-Sümpfe.

Mit flammendem Rot ist die Sonne aus dem Osten aufgestiegen. Das Ganze mutet wie ein Gemälde in toller Farbenpracht an. Das Blau des Nebels, des Dunstes, das leuchtende Rot des Himmels und das schwermütige weite Dunkel der Landschaft.

Ein Stück Asien, ist man versucht zu sagen, kein Europa mehr. Wir fliegen weiter, weiter

nach Osten über die einsamen Straßen, auf denen wir manchmal eine Troika galoppieren sehen oder wo ein Ochsengespann müde dahinkriecht.

Über die Eisenbahnlinien, von denen man glauben möchte, sie seien mit dem Lineal gezogen, geht der Flug. Aber kein Truppentransport ist im Anmarsch. Vor uns taucht Pinsk im Dunstschleier auf. Wie eine Insel liegt es da, wie ein zusammengekehrter Haufen von Häusern, unregelmäßig, wahllos, mit einer großen Kirche in seiner Mitte.

Wir drehen um und fliegen noch etwas nach Norden, um zu sehen, ob von hier nichts zu erwarten wäre. Aber nichts rührt sich.

Als wir landen und aussteigen, sind wir schweigend und nachdenklich geworden. Ob wir es wollen oder nicht, die ungeheure Weite, die Größe dieses Landes zwingt in ihren Bann. Sie macht schweigsam, ernst und nachdenklich. Sie hat etwas Ungeheures an sich, das wir Mitteleuropäer nicht erfassen, das wir nur ahnen können, wenn wir einen Dostojewski lesen oder einen Kosaken singen hören.

Das erste E. K. I.

Der Kampf um die Festung Brest-Litowsk hatte seinen Höhepunkt erreicht. Ununterbrochen dröhnte die Erde, erzitterte die Luft unter dem starken Artilleriefeuer, das auf die Zitadelle gelegt wurde.

Die Beobachtung für den Artilleristen vorne ist schlecht. Er kann nicht über die Wälle hinwegsehen, kann nicht wissen, wie sein Feuer liegt. Verzweifelt ruft er nach dem Artillerieflieger, dem einzigen Helfer, und der startet.

„Leutnant B. meldet sich ab zum Artillerieflug über Brest-Litowsk.“ „Gut, Sie kennen Ihre Aufgabe, Sie wissen, welche Verantwortung auf Ihnen liegt. Starten Sie.“ Der Kapitän gibt ihm die Hand.

Steil gewinnt die Maschine Höhe, nimmt Kurs nach Brest-Litowsk. 2000 Meter ist sie hoch. Von oben kann man erkennen, wie erbittert das Ringen dort unten um die Entscheidung geführt wird. B. sieht das Aufblitzen der deutschen Batterie, er sieht die Fontänen von Erde und Rauch der Einschläge. Er sieht aber auch das Aufleuchten der polnischen Geschütze. Er sieht die Widerstandsnester, die Gräben und Stellungen, die seine Ziele bilden.

Schuß für Schuß, die die deutschen Kanoniere auf Befehl des Artilleriefliegers hinausjagen, findet sein Ziel, zertrümmert mehr und mehr den feindlichen Widerstand. Mit geradezu unheimlicher Genauigkeit durchschneidet Einschlag auf Einschlag die Nervenstränge der feindlichen Verteidigung.

Stunden kreist er schon über der Zitadelle von Brest-Litowsk. Flak, die aus allen Rohren feuert, um ihren gefährlichen Gegner zur Strecke zu bringen, vermag Leutnant B. nicht zu zwingen, seine Arbeit zu unterbrechen.

„Der Kraftstoff geht zu Ende", meldet der Flugzeugführer zurück. „Nach Hause", brüllt B. nach vorn. „Warten 15 Minuten", meldet

er den Artilleristen. Kaum ist er gelandet, springt er aus der Maschine, gibt kurze Anweisungen, klettert in eine neuaufgetankte Ersatzmaschine mit neuem Flugzeugführer.

Acht Minuten sind vergangen und er startet mit dem gleichen Ziel. Dichter und dichter werden die riesigen Trichter, die seine Granaten reißen. Mehr und mehr wird der Boden umgepflügt. Er ist wie besessen von seinem Befehl, und wieder einmal ist seine Maschine mit ihrem Brennstoff ausgeflogen, und wieder meldet er: „Warten 15 Minuten", und aufs neue wechselt er in eine neue Maschine mit neuem Flugzeugführer. Stundenlang leitet er das Feuer der deutschen Artillerie über der Festung Brest-Litowsk.

Stunden höchster Anstrengung, höchster Gefahr und größter Leistungen. Stunden machen die Polen die verzweifeltsten Versuche, den Artillerieflieger, dessen furchtbare Wirkung sie fast zum Wahnsinn bringt, zur Strecke zu bringen. Vergeblich.

Nichts, aber auch nichts drängt Leutnant B. ab. Stunden kreist er über ihnen und zerschmettert ihren Widerstand.

Am 29. September wird Leutnant B. für seine hervorragenden Leistungen bei der Beschießung von Brest-Litowsk mit dem E. K. I. ausgezeichnet.

Brest-Litowsk.

Am Sonntag, dem 17. September, 7.00 Uhr, hat das Drama von Brest-Litowsk sein Ende gefunden. Die Zitadelle ergibt sich.

Den Gerüchten zufolge, die darüber umliefen, muß sich tatsächlich ein Drama abgespielt haben. Erbittert und hartnäckig hat die Besatzung sich verteidigt. Am 16. September hatte die polnische Führung die Ergebnislosigkeit jeglichen weiteren Widerstandes eingesehen. In der Nacht vom 16. auf den 17. September entschlossen sich die Offiziere, ihre Sache aufzugeben. Am 17. September, morgens 2.00 Uhr, verließen sie die Zitadelle durch einen unterirdischen Gang. Die Besatzung meuterte am Morgen des denkwürdigen Sonntags und übergab dem deutschen Angreifer gegen 7.00 Uhr die Festung.

Viel Blut war geflossen an den alten Wällen und Gräben. Das zweitemal wurden sie von deutschen Soldaten, von deutschen Infanteristen gestürmt.

Die Panzer waren schon weiter in ihrem Vormarsch nach Süden vorgestoßen.

Wenige Stunden nach dem Fall der Zitadelle befinde ich mich in Brest-Litowsk. Ich komme vom Norden und fahre als erstes Fahrzeug an dem ehemaligen Flugplatz von Brest-Litowsk vorbei. Er ist zerwühlt von den Bomben unserer Stuka-Verbände. Riesige Trichter von fünf und mehr Metern Durchmesser, zerfetzte Flugzeughallen, die Trümmer einer polnischen Maschine, das ist alles, was von ihm übriggeblieben ist.

Volltreffer in Gleisanlagen, zerschlagene Bahnhofsanlagen beweisen die Tüchtigkeit unserer Bombenschützen.

An den Bahndämmen liegen mehrere gefallene Polen, zerschlagene Karabiner. Die Zivilisten lungern daneben herum. Sie denken anscheinend nicht daran, ihren Soldaten den letzten Dienst zu erweisen.

Ich komme in ein schmutziges verfallenes Viertel, das Getto. An den Hauseingängen hocken



Foto: Hoffmann, Berlin

Über den Brücken der Weichsel



Foto: Hoffmann, Berlin

Auf verantwortungsvollem Posten steht der Auswerter. Er überwacht die Veränderungen, die der Film, das unbestechlichste Auge, bringt

Typen, Karikaturen von Juden, wie ein normaler Mensch sie sich nicht vorzustellen vermag. Die Straßen, die Häuser starren vor Unrat und Schmutz. Wir fahren weiter ins Zentrum.

Verlumpte Einwohner hasten die Häuserwände entlang, schleppen irgendwelche Gegenstände verstohlen unter ihren Kleidern. Vor uns liegt die „Straße des 3. Mai", es ist die Hauptstraße, Hauptgeschäftsstraße von Brest-Litowsk. Die eine Straßenseite ist verbrannt, aus manchen Geschäftshäusern lodern noch die Flammen. Die Fahrbahn ist belebt von einem tobenden, schreienden Mob, der zu plündern versucht, wo es nur geht.

Zerschlagene Geschäfte, kreischende Weiber, weinende Ladenbesitzer vervollständigen das Bild.

Deutsche Soldaten mit Stahlhelm und Karabiner patrouillieren auf und ab. Glaubt sich die Menge eine Sekunde aus den Augen gelassen, so stürmen sie einen Laden, rauben und plündern.

Knisternd schlagen die Flammen aus einem großen Haus. An der rauchgeschwärzten Wand ist noch undeutlich das Wort „Bar" zu lesen. „Die hat es also auch erwischt", kommt es mir

bedauernd. Krachend stürzt das Innere in sich zusammen. Ein Wolkenregen von Funken und schwarzem Rauch stiebt zum Himmel.

Ich höre ein Schreien, sehe, wie sich die Masse, einem Bienenschwarm gleich, vor einem Geschäft mit zertrümmerter Auslage ansammelt. Wir steigen aus unserem Wagen, ziehen die Pistolen, und fauchend, einer getretenen Katze gleich, weicht der Pöbel vor uns zurück. Eine Gasse bildet sich, haßerfüllte stechende Augen starren uns an.

In dem Geschäft, es ist ein Pelzgeschäft, fin-finden wir die heulende und jammernde Besitzerin in einer Ecke völlig gebrochen. Ihr ganzes Lager ist geplündert, die hohen Regale sind zerschlagen, der schöne Mahagonitisch zerkratzt. Sie hat nichts mehr. Wir gehen wieder heraus, durch das Spalier der schweigenden Masse, die nur durch den stählernen Lauf unserer Pistole in Schach gehalten ist.

Wir haben genug von hier unten, von der Stadt, wir geben dem Fahrer den Befehl: „Zur Zitadelle!" Der Weg führt durch einen Park. Drohend zeigen die vier Rohre einer 15-Zentimeter-Haubitz-Batterie den weiteren Weg. Zerschossene Häuser, ein umgestürzter Kraftwagen,

ein zusammengeschossenes polnisches Geschütz mit sechs Pferdekadavern säumen die Auffahrtstraße.

Der schwelende Geruch nach Brand, nach Verwesung erfüllt die Luft. Zersplitterte Äste, gefallene Polen liegen auf der Straße. Ein Posten sagt uns, daß wir wegen Minengefahr nicht weiterfahren können.

Wir gehen das letzte Stück zu Fuß. Eine kleine Brücke führt in das Innere der Festung. Es geht durch ein tiefes Gewölbe. Man muß sich durchwinden durch das Gewirr von Pferdeleibern, ineinandergeschobenen polnischen Tanks und Mauertrümmern.

„Verdammt und zugenäht, die haben das aber wirklich sturmreif geschossen!“ entfährt es uns. Noch sieht man herrenlose Pferde durch das Innere galoppieren. Noch werden Trupps polnischer Gefangener abgeführt, noch sieht man deutsche Soldaten in Feldgrau, gefallen an den Hängen der Festung von Brest-Litowsk, liegen. Noch steht vor uns das erschütternde Bild nach jeder Schlacht. Kompanie für Kompanie, Batterie für Batterie ist angetreten, jede Einheit

sucht ihre Toten, um ihnen die letzte Ehre zu erweisen.

Leutnant B. zieht mich mit sich. „Hier, das da, das war er, der Geschützturm", er zeigt mir ein Trümmerfeld, „und das dort drüben war das Munitionslager." Er ist noch ganz in die Erinnerung an sein Artillerieschießen versunken.

Aufgedunsene Pferdeleiber liegen zu Dutzenden verstreut. Ein Infanterieleutnant berichtet uns: „Sie haben sich tapfer geschlagen, die Polen, hier z. B.", seine Hand weist auf ein polnisches Geschütz, das auf einem Wall steht, „hier war ein polnischer Leutnant, der trotz des schärfsten MG.-Feuers von unserer Seite immer wieder mit neuen Männern an das Geschütz kam. Immer wieder wurden sie ihm weggeschossen. Er blieb wie durch ein Wunder stets heil, bis es ihn schließlich auch erwischte. Hamburger Jungens und Pioniere aus Mitteldeutschland waren es, die hier gestürmt haben." Dann erzählt er uns noch: „Eine deutsche Kampfmaschine mußte hier durch Flaktreffer notlanden, ein Oberleutnant war verwundet und wurde gefangengenommen, er wurde in die Baracke dort drüben gebracht und mußte die ganze eigene Schießerei über sich

ergehen lassen. Es ist ihm aber nichts passiert, und er befindet sich wohlauf."

Aber wir wollen weiter. Ein Händedruck, und wir verabschieden uns.

In dem polnischen Offiziersheim ist die ganze Decke durch einen Volltreffer eingeschlagen. Die Panzerschränke sind durchwühlt. Man spürt die Eile, in der alles verlassen wurde. Auf dem Tisch liegen noch die Mütze und das Reitgertchen des polnischen Generals. Ein gefallener Pole liegt unter der Tür, anscheinend dessen Bursche.

Der letzte Akt eines Dramas, so sieht das Bild der Zitadelle von Brest-Litowsk aus.

Wir fahren zurück nach Sv. durch die kleinen primitiven Dörfer, an Feldern und Gärten vorbei.

Es ist spät, als wir ankommen, im Westen geht die Sonne blutigrot unter.

Chluska.

Wissen Sie, was das Wort Chluska bedeutet? Es ist, glaube ich, russisch und heißt Kopftuch, einfach Kopftuch. In R. waren es aber nicht einfache Kopftücher, sondern sie waren wunderschön gestickt.

Bei meiner ersten Landung hatten sie mir schon so gut gefallen, daß ich mich entschloß, unbedingt einige als Erinnerung mit nach Hause zu bringen. Aber wie, ohne polnisch und russisch zu sprechen?

Ich fand bald einen Ausweg. Ich ging zu Manja. Manja ist die Tochter eines einfachen polnischen Bauern. Zur Zeit trägt sie nur schwarze Kleider und schminkt sich nicht. „Aus Trauer über die Niederlage meines Vaterlandes", sagt sie uns. Sie ist in Brest ins Gymna-

sium gegangen, etwa 19 Jahre alt, und war einige Zeit in Leningrad als Studentin. Sie spricht gut russisch, deutsch und französisch. Das genügt mir. Im übrigen sind wir gute Freunde, das zeigt sich darin, daß sie mir häufig Eier bringt, d. h. erweisen soll sich die Freundschaft erst jetzt.

Ich gehe also zu Manja und bitte sie, meine Unterhändlerin zu sein. Sie ist einverstanden, und wir ziehen los nach R., das nur wenige Kilometer von Sv. entfernt liegt. Es ist ein sauberes weißrussisches Dörfchen mit strohgedeckten weißgetünchten Häusern. Die Gänse laufen friedlich auf der Dorfstraße, die Kinder spielen, und die Alten verbringen den Spätnachmittag, eine Pfeife rauchend, auf der Bank vor ihrem Hause.

Der kleine Ort liegt abseits der großen Straße, und abgesehen von den Fliegern, die darüber hinwegbrausen, merken sie nicht viel vom Kriege. Am Ortseingang haben sie ein großes Transparent aufgestellt, mit Blumen bekränzt steht mit großen Buchstaben auf einem roten Tuch: „Wir danken Hitler, es lebe Stalin, es lebe die Befreiung, es lebe die deutsch-russische Freundschaft." Darüber eine Hakenkreuzfahne, eine rote

russische Fahne. Das Hakenkreuz ist zwar falsch, aber es stört sie nicht.

Die Leute sehen uns neugierig an und kommen näher. „Chluska-Chluska", sagt meine Manja ein paarmal. Zögernd geht ein Bauernmädchen ins Haus und kommt mit einem Kopftuch wieder. Es ist nicht schön, aber ein Anfang.

Um die Frauen an ihrem hausfraulichen Ehrgeiz und an ihrem weiblichen Stolz zu packen, tue ich ganz begeistert und überstürze mich in Lobesäußerungen. Ich habe richtig getippt, plötzlich verschwinden sie alle. Kurze Zeit später kommen sie wieder, in den Händen die prächtigsten Handarbeiten. Es dauert nicht lange und ich habe die gesamte lachende und schwatzende Dorfweiblichkeit um mich versammelt. Alles ist begeistert und freut sich.

Doch halt — was ist das? Etwas abseits, finster blickend, die Männer von N. Aha, eifersüchtig. Ich gehe zu ihnen hin, drücke ihnen ein paar Zigaretten in die schwieligen Hände.

Da hellen sich die Gesichter auf, und breit und verständnisvoll grinsen sie. Als ich den Frauen einige schöne Handarbeiten abkaufen möchte, werden sie verlegen; denn jedes Dorf hat seine

eigenen Muster, die sich von Mutter auf Tochter immer weiter vererben, und hergeben tun sie ihre Sachen ungern. Eine stotternde Bäuerin erklärt sich jedoch schließlich bereit. Sie will aber bei Gott keinen Zloty, sondern nur deutsche Mark dafür haben.

Es ist inzwischen Abend geworden, die Russen haben ein mächtiges Feuer unter den großen Ulmen angezündet und singen ihre schwermütigen Lieder, die so weit wie das Land und so ernst wie seine Bewohner sind. Manchmal schiebt mir der eine oder der andere eine volle Wodkaflasche in die Hand und sagt „Nastrovje". Der Feuerschein beleuchtet grell die schönen Gesichter. Dunkel, drohend heben sich die Umrisse der schweren russischen Balkenkreuze ab. Leise rauscht der Nachtwind in dem Laub der Bäume.

Eine Nachtfahrt nach Sv.

Wir hatten in Brest-Litowsk zu tun gehabt. Eine Besprechung mit einer Artillerieabteilung.

„Bist du fertig, Rolf? Dann fahren wir nach Hause", sage ich zu meinem Kameraden, Leutnant B. „Gut, einverstanden, wir müssen uns sowieso beeilen. Es ist schon reichlich spät." Der Himmel ist blauschwarz, eine mächtige Gewitterfront kommt drohend auf die Stadt zu. 17 Uhr ist es bereits, als wir Brest verlassen.

70 Kilometer liegen vor uns, für deutsche Verhältnisse nicht viel, auf polnischen Straßen aber eine Ewigkeit. Unsere deutschen Kübelwagen leisten hier Unglaubliches. An Bauernwagen vorbei geht unsere Fahrt nach Norden. Haufen versprengter polnischer Soldaten mit Militärhosen und Zivilröcken, die sie sich irgendwie be-

schafft haben, begegnen uns. Truppweise laufen sie durch das Land, ziehen sich in die Wälder zurück.

Trifft man sie an, kann man nie mit Sicherheit sagen, ob man es mit einem Zivilisten oder mit einem Soldaten zu tun hat. Ihre Waffen scheinen sie weggeworfen oder versteckt zu haben.

Einsam fährt unser Kübelwagen eine staubige Landstraße entlang. Fast ist es dunkel geworden. Die schwarzblauen Wolkenungetüme befinden sich genau über uns. Eine erdrückende Schwüle liegt über dem Land. Kein Halm, kein Blatt bewegt sich.

Plötzlich ein blendender Blitz, ein markerschütternder Donner. Er wirkt wie der Auftakt zu einem gigantischen Toben der Natur. Blitz auf Blitz erleuchtet grellgelb das weite Land. Donner auf Donner läßt die Erde erzittern.

Schwer fallen die ersten Tropfen auf unser Verdeck. Sekunden sind vergangen, und ein Sturzbach fällt vom Himmel. Kaum können wir uns verständigen durch das Rauschen des Regens und das Zischen der Blitze, den durchdringenden Schlag des Donners. Auf allen Seiten zucken die grellen Schlangen über das Firmament.

Ein Gehöft, vielleicht 2000 Meter entfernt, steht in Flammen. Es hat eingeschlagen. Aus unserer Straße ist ein einziger Bach geworden. Durch die Windschutzscheibe können wir nichts mehr erkennen. Der Motor bleibt stehen.

Nach einigen Versuchen, die uns bis auf die Haut durchnässen, springt er wieder an. Mühsam bohrt sich der Wagen seine Bahn durch die grundlose Straße. Ein Unwetter von einer elementaren Wucht, wie ich es das erstemal erlebe, ist losgebrochen.

Fast scheint es, als ob die Natur in das gewaltige Ringen der Menschen um Brest-Litowsk eingreifen will. Es sind keine Tropfen mehr, es ist das reine Wasser, das vom Himmel fällt.

„Wir schneiden ab, wir nehmen den Waldweg dort vorne!" brüllt mir Rolf ins Ohr. „Einverstanden", rufe ich zurück. Und das soll unser Verderben werden.

Der Regen ist etwas schwächer geworden. Zunächst findet der Wagen seinen Weg durch den Wald. Aber bald stellen sich uns reine Seen in den Weg.

Zischender Dampf, weit spritzt das Wasser, als unser Wagen mit Schwung hineinfährt.

„Aus, steckengeblieben." Wir schieben. Bis über die Knie waten wir im Wasser, im Schlamm. Meterweise kommen wir vorwärts, gespenstig beleuchtet durch das flackernde Licht der Blitze.

Kein Mensch weit und breit. Wir müssen den Weg verloren haben. Keine Spur gibt uns einen Hinweis. Wir tasten uns langsam weiter vor. Längst haben wir unsere Pistolen in den Händen. Wer kann wissen?

Plötzlich sehe ich eine Gestalt vor mir. Ich reiße die Pistole hoch. „Halt, nicht schießen!" schreit mir die Stimme Rolfs entgegen. Donnerwetter, das hätte gerade noch gefehlt. Er war vorausgegangen, hatte einen Weg gesucht.

Drohend starrt uns rechts und links die unergründliche Tiefe des Waldes entgegen. Manchmal versinken wir bis an die Hüften in einem Tümpel. Aber wir kommen vorwärts.

Wir haben keine Taschenlampe, um uns den Weg zu suchen. Aber wir glauben, nicht mehr allzu weit entfernt vom Platz zu sein.

Der Wald ist zu Ende. Wir erreichen ein freies Feld. Es hat aufgehört zu regnen. Entfernter und entfernter klingt das Grollen des Don-

ners. Einige Sterne schimmern über uns. Wir sind mit unserem Wagen in eine Sumpfstelle gekommen. Bis über die Achsen sackt er ab.

„Aus, den kriegen wir nicht mehr heraus." „Wir müssen so weiter und ihn morgen holen", beraten wir. Das große Feld, auf dem wir jetzt entlanggehen, kommt uns irgendwie bekannt vor.

„Mensch, das ist ja unser Feldflugplatz", schreit mich plötzlich Rolf an. „Dort drüben ist unser Schloß." „Klar!" Wir laufen, so schnell uns unsere Beine tragen, und holen einen schweren Traktor, der auch unseren Wagen wieder flott bekommt.

Es ist 2.00 Uhr nachts, als wir erschöpft auf unseren Strohhaufen sinken.

Der letzte Feindflug in Polen.

Mit dem Fall von Brest-Litowsk waren neue Aufgaben an uns herangetreten. Die Panzer haben mit den ersten Teilen bereits Wl. erreicht. Nicht mehr lange wird es dauern, und die große Umklammerung, im Norden gebildet durch uns, im Süden durch Verbände, die aus den Karpaten vordrangen, muß vollendet sein.

Ein russischer General soll sich in Brest aufhalten und die Russen angeblich in die Ostteile Polens einmarschiert sein. Genaues war uns noch unbekannt.

Ich hatte den Auftrag, festzustellen, ob der Pole nicht den letzten Versuch unternahm, sich der Umklammerung zu entziehen, indem er auf der Strecke Lublin—Kowel seine ihm verbliebenen Truppen in Sicherheit brachte.

Ich starte. Es ist spät am Nachmittag. Blauschwarze Wolken türmen sich bis in 3000 bis 4000 Meter Höhe. Ich fliege zunächst das sandige Flußbecken des Bug aufwärts. Unter mir liegt das wehmütige, traurige Land mit seinen glitzernden Seen, rostroten, schwarzen und grünen Flecken. In Gegend Wl. bekomme ich leichte Flak. Zwei Splitter reißen Löcher in mein Höhenruder.

Sämtliche Bugbrücken sind zerstört. Ich nehme Kurs nach Südosten. Durch blauschwarze Wolkenschluchten, durch Fönstimmungen, in denen mir die weißen Kämme der Karpaten entgegenschimmern, geht mein Flug.

Eiskalt ist es schon in 3000 Meter, die Glieder werden steif und klamm. Plötzlich, es mögen einige Kilometer westlich Wl. gewesen sein, kommen wir in eine heiße trockene Luftschicht. Sand und Grashalme wirbeln in der Luft, und das in 3000 Meter. Ist das der Hauch eines asiatischen Steppenwindes? Das Gras, der Sand ein Gedanke an Asien?

Wir nehmen Kurs auf Lublin. Zauberhaft gelegen erkennen wir unter uns griechisch-ortho-



Foto: Scherl, Berlin

Nach dem erfolgreichen Einsatz der Kampfverbände erscheint der Aufklärer und bringt in seinem Film den dokumentarischen Beweis über die Vernichtung des Zieles



Foto: Hutter

Start einer Hs. 126

doxe Klöster mit ihren Zwiebeltürmen und ihren blauen Dächern.

Lublin, das Häusermeer, mit seinem Flugplatz liegt vor uns. Gegen feindliche Jäger sind wir gleichgültig geworden, wir haben zu wenig mit ihnen zu tun gehabt, um den polnischen Jäger zu fürchten.

In den letzten Tagen flog noch ein Pole in 500 Meter Höhe einsam über unsere vorgehenden Panzer. Wie ein Hase wurde er unter Feuer genommen. Er ist nicht allzu weit gekommen. Bald lag er verbrannt auf der Erde. Das ist aber das einzige, was wir von ihnen in den letzten Tagen zu sehen bekommen haben.

So fliege ich auch heute gleichgültig über den Flugplatz von Lublin.

Ich bin bereits auf dem Heimflug, als ich auf der Eisenbahnstrecke unter mir die weiße Dampfwolke eines polnischen Transportzuges zu erkennen vermag. Im Sturzflug nehmen wir ihn unter Feuer. Er hält. Wir fliegen weiter. Fünf Kilometer nach Osten der nächste Zug. Als er uns schon kommen sieht, hält er an. Wir sehen die Polen herausspringen, das Gewehr in den Händen.

„Ab nach Hause.“ Ich zeichne meine Beobachtungen auf der Karte ein. Wir landen.

Ich melde dem Kapitän: „Leutnant H., Auftrag durchgeführt. Zwei feindliche Transportzüge um 17.28 Uhr, Länge je 400 Meter, mit Anfang in Wl. festgestellt, Abstand 5000 Meter, Fahrtrichtung Osten.“

Die gesamte Staffel steht angetreten. Der Kapitän spricht.

„Die Absicht unserer Führung, den Rückzug der Polen in den weiten Osten abzuschneiden, ist geglückt. Unser Feldzug hat mit Erfüllung dieser Aufgabe sein vorläufiges Ende gefunden. Polen ist geteilt. Westlich der Linie Narew—Bug ist deutsches Interessengebiet, ostwärts der Linie marschiert Rußland vor. Brest-Litowsk wird in wenigen Tagen den Russen übergeben. Die Staffel verlegt zurück in die Heimat und steht zur Verfügung in A. — Stillgestanden. Weggetreten!"

A.

Die Staffel war schon seit einigen Tagen abgerückt. Ein kleines Nachkommando wurde in So. zurückgelassen. Wir waren fast die letzten deutschen Soldaten, die in dem Gebiet verblieben. Aber verhältnismäßig bald hatten wir die letzte Maschine abgefertigt. Auch wir starteten jetzt nach A., in die Heimat.

Unser wackerer steifer Storch bringt Kilometer um Kilometer hinter sich in Richtung Norden, Heimat.

Wieder sehen wir vor uns die Etappen unseres Kampfes, Brest, Bielsk, Bialystok, Lomza. Wir nähern uns der Grenze. Unter uns liegen die schwachen, ausgehobenen Stellungen der Polen. Was für eine Aufgabe war ihnen zugedacht, was ist aus ihnen geworden!

Das erste deutsche Dorf.

Wir begrüßen es auf unsere Weise. Tief huscht die Maschine über die Dächer, freudig brummt der Motor auf. Die ersten Seen Ostpreußens glitzern am Horizont. Mehr und mehr ist es in den letzten Tagen Herbst geworden. Wir schreiben heute den 22. September 1939. Weich setzt die Maschine auf dem Flugplatz in A. auf, rollt 40 bis 50 Meter, steht.

Wir sind in der Heimat. Fast können wir es nicht erwarten, in das Städtchen zu kommen. Wir freuen uns an den alten Bürgerhäusern, an den Stadttoren, an der Sauberkeit und an den Menschen.

Für jeden von uns bleibt der erste Gang gleich — in die Badeanstalt.

Dann schlendern wir die Hauptstraße hinauf, hinunter. Die Straßen, die Cafés sind über-füllt von heimkehrenden Soldaten. Unter dem Jubel der Bevölkerung fährt Kolonne auf Ko-lonne durch die engen Gassen. Es gibt nach we-nigen Tagen nicht mehr viel. Es ist, wie wenn ein riesiger Heuschreckenschwarm sich auf A. niedergelassen hätte. In kürzester Zeit ist alles ausgefuttert.

Cafés, Gasthäuser, Kinos sind zum Brechen voll. Jeder feiert das Wiedersehen mit der Hei-mat in seinen dienstfreien Stunden auf seine Weise. Der eine geht ins kleine Stadttheater, der andere ins Kino, der dritte schläft sich aus. Bei allen aber ist es das gleiche: Jeder glaubt unendlich viel nachholen zu müssen. Mit uns freuen sich die Bewohner A.s. Sie, die hier nur wenige Kilometer von der Grenze entfernt leben, die den Schrecken der Russenbesetzung im großen Kriege kennengelernt haben, sie wissen, was es heißt, ohne die drohende Gefahr im Nacken leben zu können. Sie sind uns dankbar dafür, sie sind uns gefällig in den kleinsten Din-gen und bemühen sich, die Stunden, die wir in

der Stadt verbringen, so angenehm wie möglich zu gestalten.

Ein festes Band schließt die Front und die Heimat zusammen. Bezeichnend dafür ist folgendes: Als ich das erstemal mit dem E. K. in A. in einem Café in der Hauptstraße Platz nehme, kommt plötzlich ein alter Mann auf meinen Tisch zu, gratuliert mir, freut sich, erzählt mir unaufgefordert seine Geschichte vom Kaisermanöver, ergeht sich in Erinnerungen, schüttelt mir fünfmal die Hand und geht. Die Besitzerin weigert sich Geld zu nehmen, erklärt, ich sei eingeladen, und im übrigen freue sie sich usw.

Als ich schließlich gehe und meinen Mantel anziehe, springen vier, fünf Leute hinzu und wollen mir helfen. Fast ist es mir unangenehm. Ich sehe aber den Eifer der Bevölkerung, den Soldaten etwas Gutes zu tun, und freue mich.

Königsberg.

Unser Bleiben in A. ist nur von kurzer Dauer. „Die Staffel verlegt nach Königsberg", steht im Befehl. Wir sind erfreut über den Tausch. Königsberg soll also die erste Großstadt sein, die wir in ihrem neuen Gesicht, geformt durch den Krieg, vor Augen bekommen sollten.

Es ist ein prächtiger Herbsttag, als wir über die Nase unserer Maschine hinweg Königsberg liegen sehen. Königsberg sieht einzigartig von oben aus. Es ist ein buntes Bild, der Hafen mit seinen vielen Schiffen, die grün-roten Kupferdächer der hohen Kirchen und der rote Ziegel der Ordensbauten.

Wie eine blausilberne Schlange windet sich der Pregel durch das Gewirr von Häuschen und Gassen.

Wir sind erstaunt, in der Stadt das friedlich hastende Leben der Großstadt zu erblicken. Kein Gedanke erinnert daran, daß nur wenige Kilometer entfernt der größte und schnellste Sieg aller Zeiten errungen wurde. Das Leben geht weiter.

Die Verdunkelung ist aufgehoben. Nichts weist hier oben auf das Geschehen hin als die Unmasse der Soldaten, die durch die alten Straßen Königsbergs strömen, die Cafés und Vergnügungslokale bevölkern. Es ist wie in A., die Menschen freuen sich mit ihren Polenkämpfern.

Noch steht das Blutgericht genau so wie vordem, das gleiche fröhliche Leben und Treiben herrscht unten wie früher.

In den Tanzlokalen, in den Bars ist bis spät in die Nacht hinein Betrieb. Die schönen Mädchen Königsbergs wissen, wie sie die heimkehrenden Soldaten zu behandeln haben. Der Zivilist zählt wenig, ist etwas außer Kurs gekommen.

Sehen sich plötzlich zwei Kameraden in irgendeinem Café überraschend wieder, so kann man die seltensten Bilder beobachten. Laut schreiend kommen sie aufeinander zu, hauen sich

klatschend auf die Schulter, daß vor Schreck manch alter Frau der Kuchen von der Gabel fällt, erzählen sich mit überstarker Stimme ihre Erlebnisse an der Bzura, bei Warschau oder Modlin, daß sogar die Toilettefrau draußen über solche Heldentaten erstaunt aufblickt.

Es dauert eine Weile, bis man sich seine Frontallüren etwas abgewöhnt hat. Tritt man das erstemal mit seinen genagelten Stiefeln wieder auf das gebohnerte Parkett einer Tanzfläche, so erfaßt einen das Gefühl wie den berühmten Elefanten im Porzellanladen. Man rutscht und schlittert hin und her, tritt manchmal auf etwas Weiches, hört das Stöhnen des zarten Mädchens vor sich, erzählt ihr dann zum Trost, wie bei Wladon einem eine 50-Kilogramm-Bombe auf den Fuß gefallen sei. „Das war etwas ganz anderes!" und lacht dazu laut wie Rübezahl.

Im übrigen hält man sein Mädchen so fest wie ein MG. oder einen Granatwerfer.

Trotzdem haben sie uns Soldaten, die wir von draußen zurückkommen und ein wenig verwildert sind, recht gerne.

Große und kleine Freundschaften werden in diesen Tagen nach dem Polenfeldzug in der Heimat geschlossen. Der eine schließt sie für kurze Zeit, der andere fürs Leben.

Berlin.

Einen östlichen Kriegsschauplatz gibt es nicht mehr. Eines schönen Tages verlegen wir tatsächlich nach Berlin.

„Zur Überholung von Truppe und Material", wie es so schön im Befehl heißt. Die Staffel bringt im Landmarsch die gewaltige Strecke hinter sich. Ich finde noch Platz in einer Maschine und bin drei Tage vor dem Eintreffen des Verbandes bereits in Berlin.

Berlin im Kriege. Der verdunkelte Kurfürstendamm ist das Auffallendste. Die Menschen drängen sich trotz der Finsternis vor den Vergnügungslokalen, den Bars. Es herrscht eine ausgesprochene Siegesstimmung. Noch sind erst wenige von denen, die an der Front waren,

zurück in die Heimat gekommen. Noch werden sie voll Spannung erwartet.

Selten wohl ist es mir bei meinen Freunden so gut ergangen wie in jenen Tagen.

Die große Rede des Führers, die den Abschluß des Polenkrieges verkündete, höre ich im Café Kranzler am Kurfürstendamm. Ich sehe um mich die zuversichtlichen Gesichter der Heimat, stolz auf das gegenwärtige Geschehen, vertrauend auf die Zukunft. Ich spüre es, wie das ganze Volk im Kampfe steht, nicht allein der Mann in der vordersten Linie, sondern auch die Frau auf der Straßenbahn, der Arbeiter in der Fabrik.

Ich komme mit Kameraden, die „drüben im Westen" eingesetzt waren, zusammen. Wir tauschen unsere Erlebnisse aus. Bei uns allen steckt der gleiche Wille: „Ran an den Feind!"

Es ist schön, ein paar Tage Heimat. Aber wir sind Soldaten und heute ist Krieg. Andere Aufgaben stehen vor uns, als das Leben in der Heimat zu genießen. Wir alle, die wir hier sind, haben nur den einen Drang, bald wieder nach vorne zu kommen.

Ich erfahre, daß meine Stammstaffel, von der ich für den Polenkrieg getrennt war, im

Westen fliegt. Wir wollen zurück und sehen, was dort drüben los ist. Berlin ist schön, ist einzigartig, es hält uns aber nur für kurze Zeit.

Am 16. Oktober läßt mich der Kapitän zu sich rufen. „Ihr Kommando bei unserer Staffel ist beendet. Laut höherem Befehl treten Sie nun wieder zu Ihrem Stammtruppenteil zurück. Ich danke Ihnen nochmals für Ihren Einsatz in unserer Staffel. Leben Sie wohl, und Hals- und Beinbruch."

Nach Westen.

Die Maschine, die ich in den Augusttagen mitgebracht habe, ist längst zu Bruch gegangen. Mein Flugzeugführer bekam auf dem Landmarsch nach Berlin plötzlich einen Anfall, anscheinend von Typhus, so blieb mir also nichts anderes übrig als das Scheußlichste, was es für einen Flieger geben kann, mit der Bahn an die Westfront zu fahren.

Mit einem Koffer links, mit einem Koffer rechts stehe ich am Bahnhof und warte auf den Zug. Endlich kommt er. Die Strecke Berlin—Frankfurt, für uns Flieger ein Vergnügen, wird hier zur quälenden Ewigkeit. Aber bekanntlich geht alles vorüber, und so war es auch damit. Nach vielem Umsteigen erreiche ich endlich meinen neuen Flugplatz.

Ich frage mich durch nach dem Kasino. Es ist gegen 19 Uhr. Meine alten Kameraden dürften jetzt beim Abendessen sein, überlege ich. „Das Kasino ist bei Bornemann", wurde mir gesagt. Es ist ein kleines Dorfgasthaus. Unten an der Treppe höre ich schon die alten vertrauten Stimmen. Die werden Augen machen.

Zunächst verblüfftes Schweigen, dann empfängt mich großes Hallo. Ich melde mich beim Kapitän. „Leutnant H. vom Polenfeldzug zurück." Es ist Hauptmann A. Er ist ein derber prächtiger Frontknochen, er trägt das goldene Spanienkreuz. An der Westfront hat er selbst die meisten Feindflüge durchgeführt, hat sich in die Kiste gesetzt und als Beobachter die Aufträge geflogen.

„Ich begrüße Sie wieder bei uns", ruft er mir zu. „Eine Runde, Ordonnanz."

Die Staffel lag auf dem kleinen Flugplatz in den Waldbergen. Anfangs flogen sie noch keine Feindaufträge. Dann kam das erste Vortasten an die Grenze, aber noch kein Überfliegen nach Frankreich. Als jedoch die ersten französischen Aufklärer über Reichsgebiet auftauchten, da war der Bann für die deutschen Maschinen gebrochen.



Foto: Hoffmann, Berlin

Die unendliche Weite der polnischen Landschaft



Foto: Hutter

Die Henschel von vorne

Man glaubte zunächst, der Franzose würde einen Entlastungsangriff für seinen Verbündeten, den Polen, unternehmen, sah sich aber darin bald getäuscht.

Die Aufträge der Staffel beschränkten sich im allgemeinen auf Artillerieaufklärung, die zudem in großen Höhen durchgeführt werden mußte. Die Abwehr über den festen Fronten war verhältnismäßig stark. Flak aller Kaliber war „drüben" anzutreffen, und auch Jäger tauchten hier und da auf.

So hatten sie den Krieg, der für uns im Osten ein einziges Marschieren bedeutete, im Stehen und Warten zugebracht. „Schwache Artillerie- und Aufklärungstätigkeit", das waren die Kampfesformen an der Westfront.

„Umstellen heißt es hier, lieber Freund", sagt mein alter Kamerad R. zu mir. „Hier ist es aus mit dem stundenlangen Fliegen über Feindgebiet. Hier gibt es kein Angreifen von Kolonnen, keine Gleichgültigkeit gegen den Jäger. Er ist unser Erzfeind. Umstellen! Das drüben war ein Polenfeldzug, hier ist die Westfront!"

Im Vorfeld.

Zur Einweisung in meinen neuen Kampfabschnitt bekomme ich die Genehmigung, mit einem PKW. in die vorderste Linie vorzufahren. Mein Führer ist Leutnant R.

Der Nebel hängt schwer und feucht zwischen den Bergen bei unserer Abfahrt. Das Laub der Bäume leuchtet rostrot von den waldigen Hängen.

„Anständig große Brocken, diese Bunker hier", bemerke ich zu Leutnant R. bei unserer Fahrt durch den einzigartigen Westwall. Sie sind es tatsächlich, diese Ungetüme aus Stahl, Beton und Eisen. Manchmal begegnen wir einer Kompanie, die zur Ablösung nach vorne marschiert. Es regnet leicht. Die Männer haben die grün-grauen Zeltbahnen zum Schutze übergeworfen. Der Vormarsch erinnert an die Bilder vom großen Kriege.

Wir nähern uns Saarbrücken. Die Stadt wurde schon in den ersten Septembertagen von der Zivilbevölkerung geräumt. Große Matten nach Westen zu am Straßenrand schützen gegen feindliche Sicht. Die Stadt ist vollkommen heil. Gespenstig leer starren die Häuserfronten, gähnen die kleinen Gassen, als unser Kübel hindurchfährt. Es ist etwas Eigenartiges um eine menschenleere Großstadt. Unwillkürlich denkt man an die Geschichten, die man als Junge gelesen hat von der großen Stadt, die während der Pest von ihren Bewohnern verlassen wurde.

Manchmal nur streicht scheu ein einsamer Hund um ein Hauseck auf der Suche nach etwas Freßbarem. Unregelmäßig sind die Uhren stehengeblieben. Noch sieht man die Teller, die Tassen auf den Tischen der Cafés.

Unsere Fahrt geht weiter nach Süden. Die ersten vom Störungsfeuer zerschossenen Höfe begegnen uns. Die Straße steigt an. Wir kommen durch einen riesigen Laubwald. Drahtverhau zieht sich links und rechts in die Tiefe des Gehölzes.

„Halt, nicht weiterfahren“, steht eine Tafel vor uns. Wir stellen unseren Wagen unter eine Baumgruppe und gehen zu Fuß weiter. Es ist

das richtige Wetter für einen Tag hier vorne. Ein dichter Nebel, in dem man kaum die gegenüberliegenden Hänge sieht, lastet in den Bergen. Der Boden ist weich und matschig. Die Stiefel sind schnell bis oben mit Lehm beschmiert, es nieselt leicht.

Aus einem Unterstand kommt uns ein Infanterist entgegen. Er trägt das Baltenkreuz und sieht aus, wie man sich im allgemeinen ein „Frontschwein“ vorstellt. Zwei Handgranaten stecken im Stiefelschaft, in seinen Augen steht die unerschütterliche Ruhe, die durch nichts aus dem Gleichgewicht zu bringen ist. Seine Uniform ist lehmverschmiert, man sieht es ihm an, daß er rangeht und denen dort drüben das Leben sauer macht. Er erklärt uns: „Die Franzosen haben gestern diese Höhe geräumt und sind auf die Berge dort drüben zurückgegangen. Ihre Stellungen waren völlig ersoffen, dort drüben liegen sie.“

Wir finden völlig verwahrloste Unterstände, in denen ein deutscher Soldat niemals hausen würde. Ein liegengebliebener Rock, Konservenbüchsen, eine Eierschachtel. Die Gräben sind fast bis oben von schlammigem Wasser vollgelaufen.

„Wir müssen aufpassen, sie haben hier Minen verstreut. Einige haben wir schon gefunden, aber sicher liegen noch viele hier herum." Er führt uns an den Waldrand. Vor uns in einem Tal liegt ein kleines Dorf.

„Auf den Hängen hier drüben, hier an dieser Waldschneise sitzt ein französischer Artilleriebeobachter. Auf den haben wir es übrigens heute nacht abgesehen. Wenn wir jetzt ins Dorf gehen, dann immer im Abstand von 50 Meter, einer hinter dem anderen." Er geht voran. Wir folgen langsam, den Straßengraben als Deckung ausnutzend. In einer Sandkuhle bleibt er stehen. Vor uns liegt ein frisch ausgeworfenes Grab.

„Ein französischer Schwarzer. Wir haben ihn gestern bei einem Stoßtruppunternehmen geschnappt." Über das Kreuz ist der dunkelblaue Stahlhelm der Franzosen gestülpt. Durch einen Obstgarten nähern wir uns sprungweise dem Dorf. Manchmal nur ist die Stille unterbrochen durch das Pfeifen eines Schusses, durch das Plackern eines kurzen M.G.-Stoßes.

Straßensperren liegen am Ortseingang. Steingefüllte Bauernwagen, zerbrochene Schränke, Stahlträger, ein Gewirr von Balken sind auf-

einandergestapelt. Einige Häuser sind schon stark zerschossen. Ziegelsteine, Mauerbrocken liegen verstreut auf der Dorfstraße. Dachsparren starren zum Himmel. Große Löcher sind in die Wände gerissen.

„Wie die hausen, wenn sie in ein deutsches Dorf kommen, das können Sie hier sehen, Herr Leutnant." Er führt uns in ein Bauernhaus. „Hier die Küche." Zu unseren Füßen liegt ein Gewirr von zerschlagenen Küchenmöbeln, von Porzellantrümmern. Mit weißer Ölfarbe steht „Vive la France" an den Wänden.

„Das Schlafzimmer", das gleiche Bild. Alles wahllos zerstört. Als einziges hängen die Heiligenbilder noch ganz an den Wänden. So ist es mit allen Räumen. Haben sie außerdem noch darin gehaust, dann ist der Raum angefüllt mit Unrat und Schmutz. Anderen Häusern ist es nicht besser ergangen.

In einem ehemaligen Kontor finden wir sechs Schreibmaschinen anscheinend mit einem Beil zertrümmert. Viel haben sich die Methoden seit Ludwig XIV. jedenfalls nicht geändert.

In den letzten Häusern treffen wir einen deutschen Pionierposten an. Er erzählt uns: „Heute

morgen um 9 Uhr legten die Franzosen Störungsfeuer auf das Dorf. Es waren etwa 40 Schuß. Sonst hat sich noch nichts ereignet."

Wir machen wieder kehrt, schleichen uns den Hang wieder hinauf in den schützenden Laubwald. Weiter —

Wir fahren entlang der deutschen Stellung, und überall bietet sich uns das gleiche Bild, das Warten am Westwall. Ein Kampf, der seinen Ausdruck findet im Stoßtruppunternehmen, im Störungsfeuer der Artillerie.

Es ist schon spät geworden, als wir nach Hause zu unserem Flugplatz wieder zurückkommen.

Der erste Feindflug an der Westfront.

Wir schreiben den 22. Oktober. Gestern habe ich mir vom Boden aus die Front angesehen, heute beginnt für mich die ernste Wirklichkeit. Ich habe den Auftrag festzustellen, ob irgendwelche Truppenansammlungen im Walde von St. A. stattfinden.

Ich fliege das erstemal mit einem neuen Flugzeugführer, Uffz. K. Es wurde mir erzählt, er sollte ein prächtiger Bursche sein. Ob wir für eine Ehe zusammenpassen, wird sich ja bald über französischem Boden entscheiden. Unsere Flitterwochen sind kriegerischer Natur und für eine normale Ehe etwas ungemütlich, unser Flirt ein Spiel mit dem Tode.

Das Wetter ist hundsmiserabel. Die Wolken liegen 200 Meter hoch. Ein richtiger

Herbstregen hängt schwer über dem Land. Es geht nicht anders als unseren Auftrag im Tiefstflug durchzuführen. Entweder wir gehen rauf über 2000 Meter, dann entziehen wir uns der Abwehr durch unsere Höhe, oder wir bleiben so tief wie möglich, dann versuchen wir es mit der Überraschung. Das gilt heute für uns.

Wieder einmal lege ich die Trommel aufs MG. Das letztemal — wo war das gleich — ja, bei Brest-Litowsk.

Wieder einmal rast die Maschine vorwärts, diesmal zum ersten Feindflug über Frankreich.

Ich war es gewöhnt von Polen, mich als erstes in der Luft einigermaßen einzurichten, meine Karten, meinen Meldeblock zurechtzulegen. Bis zur Front hatte es ja meist einige Zeit. Wenige Minuten nach dem Start ruft mir plötzlich K. zu: „Achtung, gleich sind wir im Feindgebiet!" Ich sehe nach unten, Haus an Haus, eine riesige Stadt, mächtige Schornsteine: Saarbrücken.

Wir huschen über eine Eisenbahn durch einen Wald. Forbach liegt vor uns. Alles geht blitzschnell vor sich. Ein krasser Gegensatz zu unserem Fliegen im weiträumigen Osten. Hier ist schon

wieder ein Dorf und dort das nächste. So etwas kannten wir drüben nicht.

Wir brausen über die ersten französischen Gräben. Ich sehe unter mir, wie sich der Poilu nach mir umdreht. Ich sehe seine dunkelblauen Uniformen, anscheinend sind es Alpentruppen. Schon bin ich weiter.

Vor uns taucht St. A. auf. Eine Steilkurve, und nach Norden über den Wald von St. A. fegt die Maschine. Der Wald ist fast leer. Wir hören das Klackern der feindlichen Maschinengewehre, die langsam aufgewacht sind und uns unter Feuer nehmen.

„Ab nach Hause", unser Auftrag ist durchgeführt. In wenigen Sekunden sind wir in V., gewinnen etwas wieder an Höhe und fliegen wieder zurück.

Wir haben fast nichts auf unserem Flug gesprochen. Dazu hatten wir keine Zeit, aber wir haben uns prächtig verstanden. Das unsichtbare Band der Zusammengehörigkeit zwischen Beobachter und Flugzeugführer, das gegenseitige Vertrauen war da. Die Grundlage für unsere Fliegerehe war geschaffen.

So hat es tatsächlich eine tiefere Bedeutung, wenn ich nach unserer ersten Landung dem Kapitän melde: „Besatzung Lt. H. vom Feindflug zurück."

Ein Wiedersehen.

Ich bin wieder mal vorne, um Verbindung mit den Artilleristen aufzunehmen, um sie nach ihren Wünschen und Absichten zu fragen. Ich stehe oben am Belvedere von Saarbrücken. Mir gegenüber liegen die Spicherer Höhen, die französischen Gräben.

Ich sitze in Deckung einer Villa und rauche eine Zigarette, als plötzlich im Hause nebenan ein blonder Kopf auftaucht. Er kommt mir irgendwie bekannt vor. Sollte das etwa gar? — Aber natürlich, das ist Werner, mein alter Batteriekamerad. Auch er erkennt mich, und 300 Meter vom ersten französischen Posten entfernt feiern wir alten Freunde ein Wiedersehen.

Mit großem Geschrei und Händeschütteln hat es noch nicht sein Ende gefunden. Er zeigt mir begeistert drei Flaschen französischen Bordeauxwein.

„Beutestück aus einem Spähtruppunternehmen", erklärt er mir.

Im Graben schleichen wir zu seinem Bunker. Am eisenharten Beton schlagen wir die Köpfe unserer bauchigen Flaschen ab. Im Feldbecher prosten wir uns zu und wünschen uns Hals- und Beinbruch für den weiteren Krieg.

Er der Artillerist, der hier vorne auf seiner Stelle hockt, ich der Flieger, den er nur für kurze Zeit über sich hinwegbrausen sieht. Trotzdem gehören wir beide eisern zusammen, bilden ein Stück in der unerschütterlichen Mauer des Westwalls.

Gefallen.

Der 24. Oktober 1939 ist ein schwarzer Tag für unsere Staffel. Der Franzose hat in den letzten Tagen fast das ganze Reichsgebiet geräumt, aus den übrigen Teilen war er hinausgedrückt worden. So auch in dem Waldgebiet des „Warndt“.

Unsere Infanterie war im Nachdrängen, sie wollte wissen, wie weit der Warndt noch von Franzosen besetzt war.

Das war der Auftrag, den Oberfeldwebel S. bekam. Der Tag brachte das übliche herbstliche Regenwetter. Er mußte den Auftrag im Tiefstflug durchführen.

Die Maschine startete. Nach 1½ Stunden tauchte sie wieder über den Bergen auf. Wir freuen uns alle, wenn wir eine Maschine heil

vom Feindflug zurückkommen sehen. So auch diesmal. Als sie aber ausgerollt hat, spüren wir, daß irgend etwas nicht in Ordnung ist. Wir erkennen, wie die Flugzeugmonteure einen leblosen Körper aus der Maschine heben, den Beobachter Oberfeldwebel S.

Der Flugzeugführer berichtet: „Es war überm Warndt. Wir fliegen an, ich höre plötzlich einen einzelnen Gewehrschuß. Ich drehe mich um und sehe, wie mein Beobachter zusammenbricht. Ich mache daraufhin sofort kehrt und fliege zurück."

Oberfeldwebel S. erhielt einen Kopfschuß. Er war sofort tot.

Wir nehmen Abschied von unserem Kameraden. In einer schlichten Halle ist er aufgebahrt. Vier Posten stehen am Sarg. Die Staffel ist angetreten. Die Gesichter sind ernst und hart. Der Kapitän spricht: „Kamerad S., du warst Soldat im Leben, du bist es auch im Tode geblieben. Das Höchste, das du kanntest, war die Pflicht. In Erfüllung dieser Pflicht hast du dein Leben hingegeben. Du hast es gegeben für die Heimat. Wir alle, die wir hier sind, wir kennen dich. Wir alle wissen, was wir an dir verlieren. Du warst ein Kamerad aus unserer Mitte und

du wirst es bleiben. Wir werden dich nicht vergessen."

Männer fassen an, heben den Sarg hoch. Schritt für Schritt bringen sie ihn in den bereitstehenden Wagen. Dreimal peitschen die Salven der angetretenen Staffel durch die Luft. Langsam entschwindet der Wagen. Noch lange leuchtet das schwarz-weiß-rote Tuch der Kriegsflagge, die über den Sarg gebreitet ist.



Foto: Hoffmann, Berlin

Mit angeschnalltem Fallschirm klettert der Beobachter in die Maschine

Foto: Atlantic, Berlin

Längs der ganzen Küste wird die See vom Aufklärer überwacht. Kein Schiff entgeht dem Auge des Beobachters

Fi. 156 „Storch“ eingesetzt an der Westfront

Foto: Atlantic, Berlin



Foto: Scherl, Berlin

Artilleriefeuer auf einen feindlichen Bunker



Foto: Hutter

Eine von deutschen Jägern abgeschossene französische Bloch 210

Essen a. d. R.

Was bedeutet das wohl? Einmal kann man die Stadt Essen an der Ruhr darunter verstehen. Das wäre in diesem Falle aber das Falsche.

Es bleibt also nur noch das Essen außer der Reihe. Dieses Essen a. d. R. hat für uns seine besondere Bedeutung gewonnen. Der Grund, der dazu nötig ist, um ein solches Essen abzuhalten, ist schnell gefunden. Manchmal ist es ein Geburtstag, manchmal ein geschossener Hase, ja sogar eine prächtige Stimmung kann schon die Veranlassung dazu sein. Und wie es so vor sich geht?

Dazu muß ich etwas weiter ausholen. Unser Kasino liegt im Gasthaus Bornemann. „Mutter Bornemann", wie wir unsere Wirtin getauft haben, ist eine prächtige Frau. Wenn man sie in der Küche vor sich stehen hat, wie sie gerade

im größten Dampf für ihre Soldaten Kartoffelpuffer backt, dann kann man ihr gutes Herz leuchten sehen. Sie ist tatsächlich wie eine Mutter um uns besorgt. Es äußert sich meist in irgendwelchen materiellen Dingen, die oft in Beziehung zum Essen a. d. R. stehen.

Zum Essen a. d. R. ziehen wir uns besonders feierlich an. Das einzige weiße Hemd wird aus dem Schrank geholt. Am Spätnachmittag unterziehen wir uns noch einer Rasur. Das Haar wird noch einmal frisch mit Pomade beschmiert, und um ... Uhr erscheinen wir frisch gebügelt, daß wir sogar im Hotel Adlon in Berlin wegen unserer Eleganz einiges Aufsehen erregen würden. Mit unseren spiegelblank gewienerten Stiefeln steigen wir vorsichtig über die Schlammpfützen und Misthaufen der Dorfstraße. Um fünf Minuten nach 8 Uhr sind wir alle versammelt. Der Kapitän mit seiner vor Orden blitzenden Brust, der Bildoffizier und alle die anderen. Auf einer Harmonika ertönt der Einzugsmarsch. Zwanglos treten wir in das Eßzimmer. Eine großartige Tafel leuchtet uns entgegen.

Im Kerzenschein glänzen die Teller, Gläser und das Aluminiumbesteck. Das Essen wird ge-

bracht. Es sind die gleichen Kartoffeln wie sonst auch, nur auf goldumrandeten Schüsseln serviert. Manchmal hat irgendeiner einen Zusatz ergattert. Mit hochtrabendsten Namen ist das dann aus der Speisefolge, die aufliegt, zu ersehen. Wir fühlen uns wie auf dem feierlichsten diplomatischen Empfang.

Ist das Essen zu Ende und nur der Wein oder das Bier noch auf dem Tisch, so wird die feierliche Stimmung plötzlich durch einen hellen Pfiff unterbrochen. Wie auf Kommando ertönt im Kreis mit größter Lautstärke das Lied:

„Jetzt wird noch einer geschmiert,
Damit uns nichts passiert.
Und wenn uns wirklich was passiert,
dann haben wir noch einen geschmiert."

Meist findet es seinen Abschluß mit dem Schlachtruf der Staffel: „Und der Teufel lacht dazu. Ha! Ha! Ha!" Das ist der Auftakt zum großen „Paukenschlag", wie der Fachausdruck dafür heißt. Man sitzt zusammen im großen Kreis der Kameradschaft, Anpfiffe, die sich im Laufe der Tage gesammelt haben, werden ausgeglichen, die Spannung der Feindflüge findet ihre Entladung.

Es wird gefeiert, es wird gebechert in der Form, die notwendig ist, um eine Abwechslung in die Einförmigkeit des Dienstes zu bringen.

Manchmal haben wir auch Gäste eingeladen. Es kann der hohe Stab sein, für den wir fliegen. Wir sitzen dann an einem Tisch, sprechen von allem möglichen und lernen uns kennen. Wir sehen die Männer der Führung vor uns, sie wissen in Zukunft, wenn sie eine Fliegermeldung in Händen halten, was für ein Kerl dieser Beobachter dort oben ist, der das Papier unterschrieben hat.

Aber auch andere Gäste haben wir. Leute aus dem Dorf, die sich um die Staffel verdient gemacht haben, Kameraden, die wir in der Gegend getroffen haben, Kameraden vom Heer. Es dauert oft recht lange.

Das verstehen wir unter Essen a. d. R.

Die abgeworfene Hose.

Es ist Abend. Wir sitzen um den Tisch unseres Kasinos. Ein Tag mit Feindflügen, mit seinen Anspannungen hat sein Ende gefunden.

Bunt ist das Bild der Uniformen. Soldaten des Heeres, Soldaten der Luftwaffe sind durcheinandergewürfelt. Manche waren in Spanien drunten, und manche haben den großen Krieg mitgemacht. Und sie erzählen jetzt von ihren Erlebnissen, von ihren Erfahrungen, die uns morgen vielleicht schon wertvoll sein können. Sie geben uns das mit, was sie sich erst unter schwersten Umständen erwerben mußten.

Wie eine große Familie mutet es an, die zusammensitzt, überlegt, berät. Auch manche amüsante Geschichte kommt zum Vorschein.

Eben erzählt ein Hauptmann, ein alter Beobachter aus dem großen Kriege, der mit seinen weißen Haaren und seinem jungen Herzen unter uns sitzt, eine merkwürdige Angelegenheit.

„Es war im Jahre 1916. Wir lagen gerade in Gegend von Lille in Nordfrankreich. Ein englischer Aufklärer kreiste über unserem Platz. Ein deutscher Jäger aber hatte ihn erspäht. Er griff ihn an, schoß ihm so reichlich die Kiste voll, daß dem Engländer nichts anderes übrigblieb, als auf unserem Platze zu landen. Das Ganze ging außerordentlich prompt vor sich und dauerte keine fünf Minuten.

Wir hoben unseren Englishman aus der Maschine. Seine Hose war scheußlich mit Blut beschmiert. Er hatte einen Oberschenkelschuß erhalten. Es stellte sich aber heraus, daß die Wunde ungefährlich war. Wir brachten ihn in unser Revier, zur ersten Behandlung.

Bevor wir ihn aber fürs Gefangenenlager abgaben, wollten wir von ihm zunächst einige Einzelheiten über die Gliederung der uns gegenüberliegenden Fliegerverbände herauslocken. Aber wie?

Gefragt, erzählte er außerordentlich wenig. Da kam einer auf die Idee, ihn zu einem Kasinofest einzuladen. Vielleicht würde der Alkohol seine Zunge etwas lockern. Der Gedanke wurde angenommen.

Als er von der Einladung hörte, hatte er jedoch Bedenken. Er meinte, es sei ihm unmöglich, in dieser verdreckten Hose im Kasino zu erscheinen. Nein, das ginge nicht. Wir überlegten ratlos. Schließlich schrieb einer, der gerade zu einem Feindflug starten wollte, auf einen Zettel: ‚Captain Brown in deutscher Gefangenschaft, benötigt dringend neue Hose.' Als er seinen Auftrag beendet hatte, machte er auf dem Rückflug einen Abstecher zu dem Platz, wo wir die englischen Aufklärer vermuteten, und warf dort den Zettel aus großer Höhe ab.

Wir warten mit einiger Neugierde darauf, was nun folgen würde. Es ist schon spät am Abend, als wir in großer Höhe eine Maschine anfliegen sehen. Wie sie näher kommt, erkennen wir in ihr einen Engländer. Über dem Platz wirft er ein Paket ab und macht wieder kehrt. Mit Spannung machen wir es auf, und was liegt drin — eine nagelneue englische Hose.

Unser Englishman zog sie hocherfreut an und trank sich zur Feier dafür restlos voll, so daß wir manches aus ihm herausbekamen.

Alles jedoch auch nicht, denn am Ende war er derartig blau, daß er keine Silbe mehr über die Lippen brachte."

Rosita Serano und wir.

Jawohl, Rosita Serano und wir Aufklärungsflieger haben viel miteinander zu tun. Aber das ist eine lange Geschichte. Angefangen hat sie mit zwei verstaubten, verkratzten Grammophonplatten unserer Rosita.

Kamen wir von einem Feindflug zurück und setzten uns müde in das weiche Sofa unseres Kasinos, dann zog einer das Grammophon auf, das in der Ecke stand, und legte eine der beiden Platten auf. Der „Onkel Jonathan“ pulverte uns stets ein wenig auf. Später ging auf Grund eines Essens a. d. R. abends eine Platte in Trümmer, so daß uns nur noch die andere verblieb. Diese mußte dann die Arbeit von beiden übernehmen.

Bald war sie uns in- und auswendig bekannt. Die Kratzer waren so geschickt auf die Platte

verteilt, daß man glauben konnte, unsere Rosita hätte einen Schluckauf. Trotzdem waren wir begeistert von ihr und betrachteten sie als eine Art Staffelheilige. Damals allerdings mit nicht soviel Berechtigung wie heute.

Eines Tages — die Staffel war inzwischen von der Westfront herausgezogen worden und lag in Ruhe — lasen wir in der Zeitung, daß sie in Essen singen würde. Wir fuhren hin, sahen sie und waren Feuer und Flamme. Wir hörten ihre Stimme, diesmal ohne Kratzer und Schluckauf, und sie gefiel uns hundertmal besser als vorher. Mehr kannten wir uns damals noch nicht. Unsere Beziehungen beschränkten sich auf den Beifall auf unserer Seite und die Zugaben auf der ihrigen. Wir saßen später noch im Treppchen in der Bar. Da kam uns bei Ohio und Manhattan die Idee, daß Rosita eigentlich unbedingt an einem Essen a. d. R. bei uns teilnehmen müsse. Aber wie?

Der Gedanke beschäftigte uns gewaltig.

Schließlich löste unser prächtiger Kapitän das Rätsel, indem er sagte: „Wem es gelingt, sie einzuladen, daß sie erscheint, hat sich drei Tage Sonderurlaub verdient.“ Damit war das Stich-

wort gegeben. Ich wußte, daß sie tags darauf in Düsseldorf auftreten würde, und bat um die Genehmigung, ihr nachfahren zu dürfen. Ich erhielt sie.

An anderen Tage in Düsseldorf überlege ich als erstes, wie am geschicktesten an Rosita Serano heranzukommen. Ohne Polizei und Privatdetektiv gelingt es mir, ihr Hotel ausfindig zu machen. Als harmloser Gast schlendere ich zunächst durch die Hotelhalle, lasse mich in einen weichen Klubsessel fallen und halte bei mir Kriegsrat ab, was jetzt zu tun wäre. Ich sehe mich um, es ist schon Spätnachmittag, in den Stühlen wenige Schritte entfernt sitzen zwei Generäle, und auch sonst ist der hohe Stab zahlreich vertreten. „Ungünstig, maßlos ungünstig für einen kleinen Leutnant", stelle ich fest. Der Ober, den ich so nebenbei nach Frau Serano frage, bemerkt: „Ja, die gnädige Frau empfängt niemand und ist auf ihrem Zimmer." Ich denke: Wäre doch gelacht, wenn sie niemanden empfangen würde! Ich bitte ihn, mir eine wunderschöne Orchidee zu besorgen. Eine gute Idee war mir gekommen.

In die Blume stecke ich eine Karte, wonach ein Leutnant H. Frau Serano um eine außer-

ordentlich dringende Unterredung in ganz privaten Dingen bittet. Das Ganze wird auf ein silbernes Tablett gelegt und durch den Boy nach oben geschickt. So, warten wir jetzt der Dinge, die da kommen.

Einige Zeit vergeht. Endlich erscheint sie. Ein Geschäftsleiter führt sie auf mich zu. Unauffällig stelle ich mich vor. Wir setzen uns. Die Leute um uns sehen erstaunt auf. So, das Schwierigste wäre geschafft. Und nun zu meiner dringenden privaten Unterredung.

Zunächst erzähle ich von unserer zerkratzten Platte und lade sie zum Schluß so feierlich wie möglich ein. Sie ist tatsächlich hocherfreut, von uns Fliegern eingeladen zu werden. Ich erkenne mit Beruhigung daraus, daß unsere Zuneigung nicht einseitiger Natur ist.

„Aber wann", meint sie. „Ich muß heute nacht noch nach Berlin. Ich würde mich freuen, ihre Kameraden heute nach der Vorstellung kennenzulernen, oder aber morgen früh, dann fliegen Sie mich nach Berlin zurück." Es ist mir etwas komisch zumute, wenn ich an unsere braven Maschinen denke mit ihren vernarbten Treffern,

mit ihren Maschinengewehren und dazu die zarte Rosita Serano.

„Das geht leider nicht, gnädige Frau.“ Aber wir kommen überein, heute abend nach dem Konzert den Beginn unserer Freundschaft zu feiern. Im Konzert sitzen wir selbstverständlich auf den Ehrenplätzen —

Ich rufe die Staffel an voller Triumph und melde dem Kapitän: „Frau Serano freut sich, heute abend die Teufelsstaffel kennenzulernen.“ Fast ist es dieselbe Befriedigung wie nach einem gelungenen Feindflug. Aber leider war es für meine Kameraden schon zu spät geworden, noch rechtzeitig Düsseldorf zu erreichen.

„Festlegen auf ein andermal“, rufen sie mir zu. So bleibt mir also nichts übrig zunächst, als allein die Verbindung mit unserer Staffelheiligen aufrechtzuerhalten. Mit großer Freude finde ich im Konzert die Flieger-Orchidee an ihrem Abendkleid.

So begann unsere Freundschaft mit Rosita Serano. Wochen vergehen, häufig wechseln wir unseren Standort. Fast ist die Verbindung abgerissen. Aber halt, das darf nicht vorkommen. Wir haben einen Fliegerverbindungsoffizier beim

Korps, wir haben auch einen Rosita-Verbindungsoffizier. Das angenehme Amt bekleide ich.

Wieder war es ein Essen-a.-d.-R.-Abend, der uns sagte, daß es schlimm sei, wie wir unsere Staffelheilige vernachlässigten. Das muß geändert werden. Wenige Tage später bin ich in Berlin und erfahre, daß unsere Rosita im Kabarett der Komiker auftritt.

Wieder einmal sitzen wir zusammen, diesmal in der Garderobe und mit weniger Schwierigkeiten verknüpft als das erstemal.

Wieder überbringe ich ihr die Grüße der Staffel, ihren Wunsch, sie einmal bei sich als Gast zu sehen, und eine Bitte, eine äußerst merkwürdige Bitte. Ich erzähle ihr, daß unsere Platte langsam derartig verkratzt sei, daß man beim besten Willen nur noch schwer ihre reizende Stimme darunter vermuten könne, daß wir also eine neue Platte von ihr wirklich dringend nötig hätten. Unsere Bitte gehe also dahin, daß unser Stammlied der a.-d.-R.-Abende:

„Jetzt wird noch einer geschmiert,
damit uns nichts passiert.
Und wenn uns wirklich was passiert,
dann haben wir noch einen geschmiert!"

das bisher nur durch unsere rauhen Kehlen ans Tageslicht getreten war, endlich seine Verfeinerung und hohe Schule durch die zarte Stimme unserer Rosita erfahren sollte.

Ihren Fliegern konnte sie nichts abschlagen, so auch diesmal. Wir rechneten aus, wann die Teufelsstaffel und Rosita Serano endlich das Zusammenkommen feiern könnte. Wir verabschieden uns mit einem „Auf Wiedersehen". Voll befriedigt von meiner diplomatischen Mission reise ich nach Hause.

Als Abschluß und Pointe der Geschichte müßte jetzt der große Abend mit seinem Essen u. d. R. folgen. Dann hätte sie nur einen Nachteil, nämlich sie wäre nicht wahr.

Das Ende aber schrieb der Krieg und in der Form, daß wir plötzlich verlegen mußten, und zwar dorthin, wo wir fürs erste keine Rosita Serano zu Gesicht bekommen würden.

Das ist das, was wir Aufklärungsflieger mit Rosita Serano zu tun haben.

Abgeschossen.

Das Wetter ist wieder einmal einzigartig, als Oberleutnant Sch. zu seinem Feindflug startet. Keine Wolke am Firmament, tiefblau wölbt sich der Himmel. Er hat den Auftrag, ein Flächenbild zu fliegen.

Auch er muß bei diesem deckungslosen Wetter höher und höher steigen. In großer Höhe überfliegt er die Grenzen. Unter sich sieht er die großen dunkelgrünen Grenzwälder von St. A. Schon ist er über seinem Abschnitt.

Ist es in der Leistung nicht das gleiche, ob ein Bombenflugzeug sein Ziel anvisiert und seine Bomben wirft oder ob eine Aufklärungsmaschine ihr Objekt anfliegt und mit dem Filmgerät aufnimmt? Es hat nur den einen Unterschied, daß der eine den handgreiflichen Erfolg von Augen



Foto: Hutter

Englische Aufklärer vom Typ Lysander



Foto: Hoffmann, Berlin

Start klar zum Feindflug

sieht, während der andere die Auswirkungen seiner Aufnahmen nicht mehr zu übersehen vermag.

Sch. fliegt Streifen auf Streifen, einen sauber neben den anderen gelegt. Um sich beobachtet er die schwarzen Kleckse der Flakwolken. Er läßt sich aber nicht beirren und fliegt stur seinen Kurs weiter.

Eben glaubt er, seinen letzten Streifen anfangen zu können, als plötzlich von rückwärts aus dem blendenden Licht der Sonne ein Heulen, ein Prasseln von Schüssen kommt. Blitzschnell hat er sich herumgedreht, und da sieht er fünf, sechs feindliche Jäger aus allernächster Nähe heranjagen.

„Verdammt, jetzt heißt's aufpassen." Die nächsten Sekunden entscheiden über Leben und Tod des Aufklärers. In der Geschwindigkeit und in der Bewaffnung ist stets ein angreifender Jäger einer Aufklärungsmaschine überlegen. Das Jagdflugzeug besitzt bis zu sechs Maschinengewehre, die auf den Verteidiger mit seinem einzigen zu feuern vermögen.

Sch. stemmt sich mit dem Rücken zum Flugzeugführer, hält mit beiden Händen das MG.

umklammert. Der Führer vorne hat die Situation sofort erfaßt. Eine Verständigung zwischen den beiden ist jetzt nicht mehr möglich. Nun zeigt es sich, ob sie wirklich eine zusammengeschweißte Besatzung bilden. Den Bruchteil von Sekunden haben sie das Gefühl, als ob sie plötzlich in einen Hornissenschwarm gekommen sind. Von den herumschwirrenden Franzosen, um sie handelt es sich anscheinend, löst sich eine Maschine, kommt im Angriff auf sie von hinten oben zugerast.

Der Kampf beginnt. Der Aufklärer schiebt den Gashebel auf Vollgas, stellt die Maschine Kopf und versucht, dem Jäger zu entkommen. In etwa 200 Meter Entfernung krachen die ersten MG.-Garben in den Rumpf des Aufklärers. Sch. sieht das Flimmern der MG.-Mündungen in den Tragflächen der heranjagenden Maschine. Er reißt das Maschinengewehr hoch, versucht mit seinem einzigen Gewehr den Kampf aufzunehmen. Durch die Sogwirkung werden die Metallfetzen der Einschläge wie ein Haufen altes Laub in den Beobachtersitz gerissen. Er spürt einen Schlag in der linken Achselhöhle.

Das Ganze dauert Sekunden, und dann jagt der Gegner an der Maschine vorbei. Verzweifelt

versucht die deutsche Maschine, hinter dem Westwall dem Angriff der überlegenen Jäger auszuweichen. Immer von neuem schießt eine Morane von hinten heran, läßt ihre MG.-Garben wie einen Hagelschauer auf das deutsche Flugzeug prasseln und rast vorbei, um in einer großen Kurve von neuem anzukommen.

Wären jetzt unsere Messerschmitt-Jäger da, kein Franzose wäre mehr am Himmel. Alles versucht der Aufklärer, um aus dem Feuer zu gelangen, seine überlegene Wendigkeit — aber es nützt nichts, es sind zu viele auf der anderen Seite.

Es ist erstaunlich: Wie zerschossen die deutsche Maschine auch ist — keine Rauchfahne zeigt auf einen Brand, keinem Schuß ist es gelungen, sie manövrierunfähig zu machen.

Längst spielt sich der Kampf nur noch wenige Meter über dem Boden ab. Über Wälder, über Häuser huscht der Aufklärer. Jede Baumgruppe ausnutzend versucht er, dem Franzosen zu entkommen. Aber der bleibt wie eine Klette haften. In neuem Angriff stößt der Jäger herab. Der Flugzeugführer ruft seinem Beobachter zu: „Muß sofort landen."

Sch. sieht das Blut in dicken Strömen aus der Kopfhaube seines Führers strömen. Schon setzt die Maschine auf ein langes Wiesenband auf, rollt, bleibt an einem Zaun hängen, das Fahrgestell knickt ab, der Rumpf rutscht einige Meter auf dem Bauch und bleibt liegen. Sch. sieht noch, wie sein Flugzeugführer plötzlich in sich zusammensackt, als der Franzose von neuem angreift, selbst auf die kampfunfähig liegende Maschine. Kleine Erdfontänen reißen die Kugeln der Maschinengewehre, fetzen Splitter von dem gebrochenen Vogel.

Trotz des Feuers versucht Sch. seinen Flugzeugführer, von dem er nicht weiß, ob er noch lebt oder tot ist, aus dem Sitz zu heben. Mühsam zerrt er ihn heraus, schleppt ihn weg.

Wie durch ein Wunder bleibt er in dem Hagel der Geschosse unverletzt. In Deckung eines Schuppens legt er ihn auf die Erde, untersucht die Wunde. Er sieht den Kopfschuß, er erkennt, daß sein Führer tot ist, gefallen im Luftkampf, erkennt, daß er mit diesem Schuß die Maschine noch gelandet hat. Ein Schuß hat ihm selbst seine Pelzbekleidung an der Achsel durchschlagen, aber er ist unverletzt.

Wenige Meter entfernt liegt brennend die deutsche Aufklärungsmaschine. Anscheinend ist es dem Gegner geglückt, eine Ölleitung in Brand zu schießen.

Der ganze Kampf dauerte vielleicht 10 Minuten. Sie sind in eigenem Gebiet auf die Erde gekommen.

Wenige Stunden später meldet Oberleutnant Sch. seinem Staffelkapitän: „Besatzung Oberleutnant Sch. Auftrag abgebrochen. Grund: Angriff überlegener feindlicher Jäger. Unteroffizier C. mit Kopfschuß gefallen. Maschine verbrannt."

Ruhe.

Eines Tages werden wir von unserem Einsatz an der Westfront abgelöst. Die „Neuen" kommen und sehen sich etwas vorsichtig nach allem um. Wir packen unseren ganzen Krempel und verlegen zurück auf einen anderen Flugplatz, von dem wir keine Feindflüge zu fliegen haben. Trotzdem aber wird eisern weitergearbeitet, Erfahrungen werden ausgebaut. Mängel, die sich im Einsatz herausgestellt haben, werden abgestellt, neuer Ersatz ausgebildet.

Es ist eine Ruhe, die den Zweck der Auffrischung hat. Tag für Tag fliegen wir unsere Aufträge, diesmal friedensmäßig, nicht über Feindesland. Tag für Tag erhalten wir unsere Kampfkraft. Wer weiß, wann der neue Einsatz erfolgt? Jeden Morgen glänzen unsere Maschinen im ersten Sonnenlicht startklar wie Panter vor dem Sprung.

Das ist unsere Ruhe.

Weihnachten.

Es ist Weihnachten geworden. Das erste Kriegsweihnachten. Draußen liegt wie eine weiße Decke der Schnee über dem Land. Der eisige Frost hat schimmernde Blumen an das Fenster gezeichnet. Es wird langsam Abend. Die ersten Sterne glitzern am dunkelblauen Nachthimmel.

Wir sitzen zusammen und feiern Weihnachten. Eine alte Baracke erlebt ihre Auferstehung und sieht jetzt wohnlich und gemütlich aus. In der Mitte ragt eine riesige Tanne empor. Die vielen gelben Lichter flackern unruhig über dem Grün der Zweige. Um den Baum im Kreis hocken die Männer der Staffel, Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften.

Eine große Gemeinschaft ist es, die hier zusammensitzt, sich an vergangene Tage erinnert, die

Gedanken in die Zukunft wandern läßt. Kameraden, die auf Gedeih und Verderb aufeinander angewiesen sind, der Flugzeugführer auf seinen Bordwart, der Beobachter auf seinen Funker. Soldaten, die hart und entschlossen ihre Pflicht tun, ohne lange nach Wie und Warum zu fragen, die das Bewußtsein in sich tragen, an entscheidender Stelle den größten Kampf aller Zeiten kämpfen zu müssen. Ein Bewußtsein, das sie hart und stolz werden läßt.

Der Gedanke an Pflicht und Verantwortung formte diese Gemeinschaft, der eisige Hauch der Front gab ihr das Gepräge.